

Helmut Fischer

Kein Gott - was nun?

Glauben in posttheistischer Zeit



Helmut Fischer
Kein Gott – was nun?

Helmut Fischer

Kein Gott – was nun?

Glauben in posttheistischer Zeit

**Bautz Verlag
Nordhausen**

© 2020 Helmut Fischer
KEIN GOTT – WAS NUN?
Glauben in posttheistischer Zeit

Innenlayout:
Kurt Bangert

Bautz Verlag 2020
Nordhausen

ISBN 978-3-95948-452-7

Alle Rechte vorbehalten.
Kein Teil dieses Buches darf in irgendeiner Form
(Druck, Fotokopie oder einem anderen Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Autors reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet werden.

INHALT

EINLEITUNG	7
RELIGION	9
A. Menschsein und Religion	9
B. Religion – Kultur – Gesellschaft	16
C. Was ist es mit der Religion?	22
D. Sprachliche Ausdrucksformen des Religiösen	56
QUELLEN	92
A. Das Alte Testament und die Botschaft Jesu	92
B. Gesetz und Evangelium	117
C. Vom Bekenntnis zur Ideologie	120
D. Brauchen Christen das Alte Testament?	130
GOTT	146
A. Gottes Werden und Vergehen	146
B. Die Einheit von Gott, Liebe und Menschsein	183
JESUS	190
A. Vom Jesus aus Nazaret zum Christus der Kirche	190
B. Die Würdenamen Jesu als Deutungen	227
C. Wie der Mensch Jesus zum Gott wurde	241
D. Zu Ethos und Ethik, die sich an Jesus orientieren	257
MENSCH	275
A. Vom Werden und Wesen des Menschen	275
B. Schuld und Sünde	292
C. Heil und Erlösung	307
D. Das Gebet	312
E. Das Gebet Jesu	320
KIRCHE	342
A. Vom Werden und Wesen der Kirche	342
B. Der Paradigmenwechsel als Aufgabe der Verkündigung	391
C. Weshalb Reformation nötig war und nötig bleibt	400
D. Ausdrucksformen der christlichen Religion	413
VERZEICHNIS DER LITERATUR	430

EINLEITUNG

Alle christlichen Kirchen sehen sich in der Gestalt und der Botschaft Jesu gegründet. Angesichts dieses einstimmigen Bekenntnisses drängt sich die Frage auf, wie es gekommen ist, dass uns die christlichen Kirchen in so unterschiedlicher Gestalt begegnen und dass sie auch Jesus und seine Botschaft in unterschiedlicher Weise auslegen und für sich in Anspruch nehmen. Kulturelle Erscheinungen verstehen wir am besten, wenn wir nachvollziehen, wie sie geworden sind. In einem posttheistischen Umfeld wie dem heutigen Europa muss die für die Botschaft Jesu angemessene und verständliche Sprache erst noch gefunden werden.

Dieses Buch ist für jene Zeitgenossen geschrieben, die sich aus dem durch Gott definierten Welt- und Selbstverständnis verabschiedet haben. Das bedeutet, dass auch hier die Gottesfrage nicht mehr das zentrale Thema ist, sondern nur noch in historischer Sicht verhandelt wird.

Die Gedanken zu einem posttheistischen Verständnis der Botschaft Jesu werden hier nicht in der Form eines systematisch aufgebauten Lehrbuchs entfaltet, sondern in der Gestalt thematischer Artikel verdeutlicht, deren jeder auch ohne Vorkenntnis der anderen verständlich ist. Dafür wurden Wiederholungen bewusst in Kauf genommen. Diese lockere Form von Durchblicken kommt dem heutigen Leseverhalten entgegen. Die einzelnen Themen werden von ihrem Ursprung und ihrem Werden her erschlossen. Die Botschaft Jesu wird in den Denkmodellen und Kategorien einer posttheistischen Sprache zum Ausdruck gebracht.

Die Artikel sind den Kapiteln Religion, Quellen, Gott, Jesus, Mensch und Kirche zugeordnet. Die Texte sind vielseitig verwendbar: zur persönlichen Klärung, als Impulse für Gesprächsrunden und als Vorbereitung für Gemeindeveranstaltungen.

Die Themen der Artikel musste ich mir nicht ausdenken. Sie begegneten mir immer wieder in den Anfragen nach meinen Vorträgen, Predigten und den etwa zweihundert morgendlichen Besinnungen in meinen Ikonen-Malwochen. Die Zahl der auszuwählenden Themen wurde freilich durch den Umfang des Buches begrenzt. Bis auf zwei Ausnahmen wurden die Texte 2017 – 2019 verfasst. Sie führen zusammen und werten aus, was in meinen vorausgehenden Veröffentlichungen angestoßen worden ist.

Mit den hier vorgelegten Reflexionen, die in der gemeindlichen Praxis vielfach erprobt und darin korrigiert und weiterentwickelt worden sind,

machte ich mich vor jeder kirchlichen Dogmatik angreifbar. Ein protestantischer Theologe hat aber sein Denken und seine Äußerungen nicht gegenüber der Dogmatik einer Kirche zu verantworten, sondern in erster Linie gegenüber der Botschaft Jesu. Seit Luther hat er die Freiheit und die Verpflichtung, die Kirche kritisch und auch öffentlich daraufhin zu befragen, ob sie der Botschaft Jesu gerecht wird.

In einer pluralistischen Welt wird eine allen verständliche posttheistische Sprache der Verkündigung nur in einer offenen Dialoggemeinschaft derer zu gewinnen sein, die ihr Leben an der Botschaft Jesu orientieren. Mögen diese Texte dazu anstoßen.

Danken möchte ich den vielen protestantischen, katholischen, orthodoxen und atheistischen Gesprächspartnern für ihre ehrlichen Äußerungen zum Themenfeld Religion und Glaube und für die Einblicke in ihr Welt- und Selbstverständnis. Ich danke Bärbel Behrens und Michael Benoit für die Hilfen bei der Erstellung des Typoskripts, Dietlind Wienen und meiner Frau Ursula für Textkorrekturen, Kurt Bangert für die graphische Gestaltung des Buches und Ursula und Dr. Benno Stork-Wersborg für die großzügige Unterstützung bei der Lösung der finanziellen Probleme.

RELIGION

A. MENSCHSEIN UND RELIGION

1. Religion und Menschwerdung

Keine Vorabdefinition von Religion

Es gibt „Hunderte von Definitionen von Religion“, stellt der Religionswissenschaftler Theo Sundermeier nüchtern fest (Sundermeier 25). Das wird in jedem Gespräch bestätigt, das man mit anderen über dieses Thema führt. Angesichts dieses Befundes ist der Leserwunsch verständlich, am Beginn einer Textreihe über Religion zu erfahren, was hier mit Religion gemeint ist. Diesem Wunsch kann und wird hier nicht entsprochen werden. Vorabdefinitionen von Religion erweisen sich stets als selbstreferentiell. Vorabdefinitionen betrachten das Phänomen nur aus der Perspektive und in dem Horizont, die sie in ihrer Definition bereits voraussetzen. Das kann man leicht überprüfen, wenn man die eigene Perspektive kritisch daraufhin befragt, was sie nicht in den Blick bringt, ja sogar im Ansatz ausklammert.

Diese Ausführungen folgen der Empfehlung des Soziologen Max Weber, wonach eine Definition des zu untersuchenden Gegenstandes nicht am Anfang einer Erörterung stehen darf, sondern sich erst – durch die Untersuchung begründet – an deren Ende ergeben kann (M. Weber 245). Die folgenden Texte gehen weder von der Substanz noch von der Funktion vorfindlicher Religionen aus, sondern von einer elementaren Beobachtung, die vor aller konkreten Religion liegt. Es wurden noch bei keinem Tier religiöse Äußerungen festgestellt. Anders gesagt – und darin besteht Konsens –: Religion ist nur dem Menschen eigen. Religiöse Äußerungen finden wir nur bei der Gattung Mensch. Aber auch das ist nur eine erste sehr vage Annäherung. Denn was meint hier „Religion“ und von welcher Entwicklungsstufe hin zum Menschen ist die Rede?

Entwicklungsschritte zum heutigen Menschen

Nach heutigem Wissensstand hat sich vor etwa 7 Millionen Jahren in Afrika vom Urschimpanse eine Entwicklungslinie abgespalten. Sie führte vor 5 Millionen Jahren über aufrecht laufende Menschenaffen (Australopithecinen) und vor 2,5 Millionen Jahren über den ersten echten Menschen (*homo erectus*) vor etwa 200.000 Jahren zum modernen Menschen, zur Gattung des *Homo sapiens*. Vor etwa 100.000 Jahren setzte aus Ostafrika eine Wanderungsbewegung ein, die vor etwa 45.000 Jahren Europa erreichte. Der *Homo sapiens* traf hier auf die menschliche Unterart des Neandertalers, der in dieser Region bereits Jahrtausende gelebt hatte. *Homo sapiens* und Neandertaler lebten etwa 6000 Jahre nebeneinander, bis der Neandertaler vor 27.000 – 28.000 Jahren verschwand, ohne nennenswerte anatomische Merkmale zu hinterlassen. Der *Homo sapiens* setzte sich als die einzige Menschenart auf der gesamten Erde durch. Die ersten Knochenfunde des modernen Menschen in Europa sind 35.000 Jahre alt.

Die Entwicklung zum Menschen ist eng mit der Entwicklung des Hirnvolumens und dessen Struktur und Komplexität verbunden. Das Hirnvolumen, das beim Schimpanse ca. 400 ccm betrug, hat bis zum modernen Menschen um das Dreieinhalbfache zugenommen: *Australopithecus* 400 – 500 ccm; *Homo erectus* ca. 950 ccm; *Homo sapiens* ca. 1.400 ccm (nach W. Maier 301). Der *Homo erectus* konnte Steine als Werkzeuge benutzen und vor 1 Million Jahren bereits scharfkantige Schneidgeräte aus Stein herstellen und die wiederum zur Bearbeitung von Holz, Fleisch und Fellen einsetzen. Er konnte diese Nutzung von Werkzeugen und deren Herstellung auch an die nächste Generation weitergeben, wozu Menschenaffen weder in der Lage waren noch heute sind.

Religion setzt Sprache voraus

Tierfreunde bescheinigen ihren Lieblingstieren gerne Sprache und Sprachverständnis. Das hier vorliegende Missverständnis ist schnell aufzuklären. Selbst niedrige Tiere haben artenspezifische Möglichkeiten der Kommunikation über Gesten, Gerüche, Geräusche, Laute. Es sind Signale, die an bestimmte Situationen gebunden sind: Kontaktsignale, Ausdruckssignale, Locksignale, Warnsignale, Hinweise auf Nahrungsquellen. Der Kulturhistoriker Martin Kuckenburg fasst zusammen: „Die tierischen Verständigungssysteme funktionieren ... nur innerhalb beschränkter Grenzen und sind nicht ausbaufähig und erweiterbar“ (Kuckenburg 39). Tiere sind noch nicht symbolfähig in dem Sinne, dass sie für beliebige Bewusstseinsinhalte Symbole setzen und mit diesen frei umgehen könnten.

Die menschliche Sprache setzt diese Symboltätigkeit voraus. Sie setzt zum anderen die Fähigkeit zur Lautbildung, also zum Sprechen, voraus. „Sprache“ kommt von „sprechen“ und meint die Fähigkeit, dass der Mensch eine Fülle von Lauten (Phonemen) hervorzubringen vermag, denen die Gemeinschaft bestimmte Bedeutungen zuordnet. Mit diesen Lauten und Lautverbindungen kann sich *einer* mit einem *anderen* über ein *Drittes* austauschen, das durch die bedeutungsgeladenen Sprachlaute vergegenwärtigt wird. In diesem Sinn hat nur der Mensch Sprache. Seit wann hat er die erst durch die Sprache mögliche Voraussetzung für Religion?

Entwicklungsschritte zur Religion

Anatomisch setzt die Sprache vieles voraus: die erforderlichen Hirnareale, die Kontrolle des Atems mit entsprechenden Nervenverbindungen, eine bestimmte Stellung des Kehlkopfes und sogar ein bestimmtes Gen (FOXP 2). Es gilt als unwahrscheinlich, dass der Mensch des Altpaläolithikums (vor 2,5 Mio. – 100.000 Jahren) diese anatomischen Voraussetzungen bereits besaß. Die Ethnologin und Anthropologin Miriam Noël Haidle stellt fest: „Im Altpaläolithikum gibt es noch keine eindeutigen Belege für ein repräsentierendes Symbolverhalten“ (Haidle 98). So kann die Religions- und Kulturwissenschaftlerin Ina Wunn zusammenfassen: „Von keinem der Homo erectus zugeschriebenen Siedlungsplätze gibt es Hinweise auf wie immer geartete religiöse Aktivitäten“ (Wunn 60).

Vom Neandertaler wissen wir aus Grabfunden, dass er im Mittelpaläolithikum (100.000 – 40.000) Verstorbene bestattet hat. Daraus schließt man, dass er für diese religiösen Praktiken über geistige Vorstellungen verfügte, die ein gewisses Sprachvermögen voraussetzen. Der Kulturhistoriker Michael Bolus weist darauf hin, dass freilich die anatomischen Gegebenheiten beim Neandertaler darauf hindeuten, dass seine Möglichkeiten der Lautbildung begrenzt waren (Bolos 162). Vielfach wird vermutet, dass der Neandertaler geringere Sprachmöglichkeiten als der Homo sapiens hatte. Das könnte auch der Grund für sein Verschwinden aus der Geschichte sein.

Mit dem Jungpaläolithikum (40.000 – 11.500) erschien in Europa der moderne Mensch (Homo sapiens). Er hat sich seither in anatomischer Hinsicht nur in unbedeutenden Details verändert und brachte auch alle Voraussetzungen für die menschliche Sprache im heutigen Verständnis mit. Er bestattete Tote mit Grabbeigaben. Er hinterließ Tiermalereien in Felsgrotten, was auf eine Art von Mythologie oder Jagdzauber schließen lässt. Der Prähistoriker André Leroi-Gourhan fasst seine Untersuchungen zu den Religionen der Vorgeschichte in der ernüchternden Feststellung zusammen: „Wir können die paläolithische Religion nur in einem schwachen Licht wahrnehmen“ (Leroi-Gourhan 168).

Positiv lässt sich erst für das jüngere Paläolithikum (40.000 – 11.500) sagen: „In ersten Ansätzen möglicherweise ab dem Jungpaläolithikum ... werden deutlich verschiedene Wege der Religionsentwicklung beschritten, die zu unterschiedlichen weltanschaulichen Vorstellungen und Kultsitten führen“ (Wunn 3). So bleibt festzustellen, dass sich religiöses Denken zwischen dem mittleren Paläolithikum und dem Neolithikum (5.500 – 2.000 v.Chr.) herausgebildet hat. „Das Mittelpaläolithikum kannte sicher noch keine explizite Religion ... Wahrscheinlich gab es keine Vorstellung von übermächtigen Wesen, sicherlich keine Opfer und Rituale“ (Wunn 174). Im jüngeren Paläolithikum kannte man wohl übermächtige Gestalten und Wesenheiten, aber noch keine Götter und keine Götterverehrung. Im Mesolithikum (11.500 – 5.500) wurden schon Erdgottheiten oder eine mythische Urmutter verehrt. Das religiöse Denken war chthonisch (an Erdgottheiten) orientiert. Jetzt entstanden auch numinose Orte und Rituale, mit denen der Kontakt zu den übermächtigen Wesen aufgenommen wurde. Erst im Neolithikum (5.500 – 2.000 v.Chr.) entstanden differenzierte und entwickelte Religionen, die durch religiöse Praktiken dokumentiert sind.

In religionswissenschaftlicher Sicht zeigt sich Religion als der Versuch des Menschen, sein Leben und die Gemeinschaft zu einem für ihn wahrnehmbaren Ganzen ins Verhältnis zu setzen. Dieses wahrnehmbare Ganze sind bis ins Mesolithikum die als numinos empfundenen Prozesse des Werdens und Vergehens in der Natur, in die der Mensch sich als eingebunden und an die er sich als ausgeliefert erfährt. Die aus der Jungsteinzeit dokumentierten Arten der Bestattung deuten an, dass Tote nicht einfach „entsorgt“ wurden, sondern über ihren Tod hinaus einen gedachten Ort und eine Art von Existenz hatten.

2. Religion und Menschsein

Die Religionswissenschaft kann nur Tatbestände feststellen. Die anthropologische Forschung kann darüber hinaus einiges erklären. Sie kann erhellen, wie Menschsein und Religion zusammenhängen und sich sogar wechselseitig definieren. Darauf weist bereits die Beobachtung hin, dass kein Tier, sondern nur der Mensch ab einer bestimmten biologischen Entwicklungsstufe religiöse Äußerungen zeigt.

Der biologische Unterschied zwischen Tier und Mensch

Die Entwicklung zum modernen Menschen vollzog sich in Jahrmillionen. Wir können Entwicklungsschritte erkennen, die zum Homo sapiens, dem

modernen Menschen, führten, können aber mit dieser Nachzeichnung nicht unterstellen, dass diese Entwicklung auf ein Ziel hin stattgefunden hat. Schon den griechischen Philosophen ist aufgefallen, dass der Mensch – gemessen am Tier – ein Mängelwesen ist. Ihm fehlen das Haarkleid als natürlicher Witterungsschutz, die Angriffsorgane zur Verteidigung, die körperliche Ausstattung für eine schnelle Flucht und vor allem die Instinkte, die beim Tier perfekt auf dessen jeweilige Umwelt abgestimmt sind. Dazu kommt beim menschlichen Neugeborenen noch die sehr lange Kinderzeit und Schutzbedürftigkeit. Der Philosoph und Soziologe Arnold Gehlen sagt dazu: „Innerhalb natürlicher, urwüchsiger Bedingungen würde er (der Mensch) als bodenlebend inmitten der gewandtesten Fluchttiere und der gefährlichsten Raubtiere schon bald ausgerottet sein“ (Gehlen 33). Er hat aber überlebt, und zwar gerade deshalb, weil er nicht mehr wie die Tiere genetisch perfekt für nur eine bestimmte Umwelt ausgestattet ist. Bei der Entwicklung der Tiere hin zu den konkreten Arten und Gattungen tritt neben das ererbte Instinktverhalten zunehmend die Fähigkeit, in begrenzter Weise das Verhaltensrepertoire durch Lernen zu erweitern.

Der Mangel als Chance und Antrieb

Diese Tendenz setzte sich vom Tier zum Menschen hin in offenbar dramatischer Weise fort. Der heutige Mensch ist geradezu durch seinen Instinkt-mangel und die optimale Fähigkeit zu lernen charakterisiert. Er ist für kein spezielles Umweltmilieu mit Instinkten ausgestattet, sondern steht als ein unspezialisiertes, aber lernfähiges Wesen seiner jeweiligen Umwelt offen gegenüber. Gerade dieser Mangel an Instinkten und speziellen Fähigkeiten der Sinne zwingt den Menschen dazu, sich ohne die Orientierung durch Instinkte lernend auf die jeweiligen Umweltbedingungen einzulassen und sich mit seinen Fähigkeiten und Möglichkeiten darin einzurichten. Das geschah nicht in einem abrupten Abbruch von der Gattung der Hominiden (Menschenaffen) zur Gattung Homo, sondern über viele kleine biologische Veränderungen. Dazu gehört vor allem die Zunahme des Gehirnvolumens um das Dreieinhalbfache von dem Schimpansen zum modernen Menschen. Der Rückgang der Instinktbindung konnte durch die zunehmende Lernfähigkeit und Flexibilität mehr als ausgeglichen werden und auf diese Weise die Überlebensfähigkeit auf dem Weg zum Homo sapiens sogar noch steigern. Die Rolle der Sprache wird an anderer Stelle näher bedacht.

Vom Naturwesen zum Kulturwesen

Das Tier ist in seinem Verhalten durch seine artenspezifische Instinktausstattung weitgehend festgelegt. Wo Lernprozesse stattfinden, die das In-

stinkterbe überschreiten und in der Gruppe zu einer Verhaltensvariante führen, da zeigen sich Ansätze zu so etwas wie Kultur. Wenn man bei unterschiedlichen Schimpansenpopulationen unterschiedliche Gewohnheiten von Fellpflege, Werbeverhalten oder Werkzeuggebrauch findet, so könnte das in einem weiten Sinn als Vorformen von Kultur gedeutet werden.

Auch die frühen Menschen haben Steine und Stöcke als Werkzeuge genutzt. Bereits vor einer Million Jahren deutet sich an, dass sie darüber hinaus fähig waren, für bestimmte Zwecke und Ziele Werkzeuge zu erfinden und herzustellen; z.B. Faustkeile, scharfkantige Schaber und Klingen, Speere, Pfeile und Bogen und dafür die Spitzen, auch Knochennadeln u.a. m. Mit dem Auftauchen des Homo sapiens scheint sich in der Zeit vor 100.000 bis 30.000 Jahren eine Art kultureller Urknall ereignet zu haben. Von da an beschleunigte sich nämlich die kulturelle Evolution gegenüber der biologischen Evolution. Friedemann Schrenk fasst den derzeitigen Stand der paläoanthropologischen Forschung so zusammen: „Während die Faktoren der biologischen Evolution langsam an Bedeutung abnehmen, steigt die Zahl der Entwicklungsfortschritte bei der kulturellen Evolution stetig an“ (Schrenk 121). Und Arnold Gehlen resümiert: „An genau der Stelle, wo beim Tier die ‚Umwelt‘ steht, steht beim Menschen die ‚Kulturwelt‘, d.h. der Ausschnitt der von ihm bewältigten und zu Lebenshilfen umgeschaffenen Natur“ (Gehlen 38). Kurz: Die Kultur ist des Menschen zweite Natur.

Die Sprache als Motor der Kultur

Im Zusammenhang mit dem Hirnwachstum hat möglicherweise schon der Homo erectus vor einer Million Jahren eine gewisse Symbolfähigkeit erworben. D.h. er wurde fähig, sich mittels eines elementaren Symbols mit einem anderen über ein nicht gegenwärtiges Drittes (Person, Ereignis, Gegenstand) zu verständigen. Die Symbole können gestischer, ikonischer oder lautlicher Art sein. In Wechselwirkung mit dem Hirnwachstum und anderer biologischer Veränderungen haben vor allem die Möglichkeiten der Sprache mit dem Auftauchen des Homo sapiens zugenommen. Bereits mit einfacher Sprache konnten Dinge und Vorgänge benannt, festgehalten und kommuniziert werden. Auch komplexe Zusammenhänge ließen sich erfassen, analysieren, austauschen und in zielgerichtetes Handeln umsetzen. Das Erlernte und Erfundene konnte mit Sprache in einer Art von kollektivem Gedächtnis gesammelt und an die nächste Generation weitergegeben werden. Mit der fortschreitenden Ausbildung einer komplexen Sprache wurde der Mensch von einem Naturwesen zu einem Kulturwesen.

Die Geburtsstunde der Religion

Das artenspezifische Weltwissen, das die Tiere mit ihren Instinkten mitbringen, musste sich der instinktarme Mensch durch Erfahrungs- und Lernprozesse in seiner Umwelt erst durch Sprache erwerben und darin festigen. Mit Sprache lernte er nicht nur die Gegenstände und Vorgänge seiner Umwelt als eigenständige Wirklichkeiten wahrzunehmen; auch sich selbst konnte er jetzt als eine eigenständige Wesenheit im Gegenüber zu den anderen Wirklichkeiten seines Umfeldes erkennen. Der sich seiner selbst als Lebewesen neben anderen bewusst gewordene Mensch erkannte sich damit als ein sterbliches Wesen und begann zu fragen, wo er war, ehe er geboren war, und wo er hinget, wenn er stirbt. Indem er sich seiner Endlichkeit bewusst wurde, stellte sich ihm – jenseits der Aktivitäten, die zur Lebenserhaltung notwendig waren – auch die Frage, wie, wofür und zu welchem Ziel dieses kurze Leben zu nutzen und wie es zu gestalten sei. Damit war die Sinnfrage gestellt, und sie verlangte nach einer Antwort, und zwar nach einer Antwort angesichts des Ganzen, in das der Mensch sich eingebettet sah.

Die Fähigkeit zur Selbstreflexion und die daraus sich ergebenden Fragen, die kein Tier zu stellen vermag, umschreiben den Horizont des Religiösen. So kann als Geburtsstunde des Religiösen jener Entwicklungsschritt gelten, von dem an sich der Mensch seiner selbst bewusst wurde. Jetzt konnte und musste er mit seinen jeweiligen sprachlichen und geistigen Mitteln jene Fragen stellen, die ihm sein Menschsein abverlangte, und vor dem Hintergrund des Ganzen seiner Welt nach Antworten suchen. Die Suche nach Antworten war von Beginn an eine kollektive Aufgabe jener einzelnen Gemeinschaften von um die 30 Personen, in denen die Menschen als Sammler und Jäger überlebten, ehe sie vor etwa 10.000 Jahren zu Ackerbau und Viehzucht übergingen, sesshaft wurden und größere Siedlungen bildeten. Das System der Fragen und Antworten in der jeweiligen Gruppe wurde in unterschiedlich praktizierten Ausdrucksformen (konkreten Religionen) manifest, die wir aus jener Anfangszeit nur sehr lückenhaft kennen. Für den europäischen Kulturraum gibt es erste Dokumente dazu von etwa 7.500 v.Chr. an (Wunn 201 ff.). Die Vorstellung von göttlichen Wesen nach Menschenart tauchte in Gestalt des Polytheismus erstmalig in den Hochkulturen des Zweistromlandes um etwa 3.000 v.Chr. auf. Der Monotheismus entstand im babylonischen Exil der Israeliten um 500 v.Chr. aus deren Jahweglauben.

Die theistische Weltdeutung ist im subjektivistischen Weltverständnis nur eine unter vielen möglichen Ausdrucksformen des Religiösen. Zeitgleich mit dem jüdischen Monotheismus ist von den griechischen Philosophen das nichtpersonale monistische Weltverständnis entwickelt worden. Beide Konzepte haben in unterschiedlichen Mischungen zwei Jahrtausende lang die Weltdeutung der abendländischen Kultur beherrscht. Erst mit der Auf-

lösung des subjektivischen Paradigmas vor allem im 20. Jahrhundert haben sie ihre Plausibilität weithin verloren. Davon unberührt geblieben sind die Fragen, die sich jeder Mensch stellen muss, der sich seiner selbst bewusst wird. Daran wird deutlich, dass Religion nicht an der Gottesfrage hängt, sondern als Fragehorizont, der Antworten fordert, dem Menschen als Menschen gegeben und aufgegeben ist. Die historisch bedingten Ausdrucksformen sind variabel und wechseln. Die dem Menschen vorgegebene Aufgabe bleibt, nämlich sich selbst zu verstehen und zu seinen Mitmenschen und zum Ganzen der Welt ein gutes Verhältnis zu finden.

B. RELIGION – KULTUR – GESELLSCHAFT

1. Erste vorläufige Definitionen

Kultur

Im Gang der Menschwerdung zeichnet sich Kultur als das ab, was nicht von der Natur hervorgebracht ist. Kultur umschreibt die Gesamtheit dessen, was der Mensch erschafft, in seiner Gruppe tradiert und praktiziert. Dazu gehört (zunächst) sein mit Sprache erbautes Verständnis von Welt, mit dessen Hilfe er sich in der Welt orientiert, einrichtet und diese in seinem Sinne gestaltet. Das schließt ein alle Strategien des Überlebens, des Sammelns, des Jagens, später des Ackerbaus und der Viehzucht, die Aufgabenverteilung von Mann und Frau, die Aufzucht der Kinder, die Regeln des Verhaltens in der Gemeinschaft. In der späteren Entwicklung tritt all das hinzu, was wir heute als Wirtschaft, Recht, Ethos, Brauchtum, Kunst und Luxus bezeichnen.

Religion

Religion in den Anfängen des Homo sapiens stellt sich entwicklungsgeschichtlich dar als der Fragehorizont, der sich vor dem Menschen auftut, der sich seiner selbst als endliches Wesen angesichts seiner Welt bewusst wird und im Rahmen seiner sprachlich-geistigen Möglichkeiten nach Antworten sucht.

Verhältnis von Kultur und Religion

Da vor allem von den gefundenen und in der Gruppe anerkannten Antworten nahezu alle kulturellen Tätigkeiten mitbetroffen sind, bleiben Kultur und Religion bis zu den Hochkulturen weithin unscheidbar ineinander verschränkt. Die spätere Entwicklung und der heutige Stand zeigen, dass Kultur die umfassendere Größe ist und die Religion nur eines von vielen Elementen darin bildet. Beides, Kultur und Religion, gibt es nicht an sich, sondern nur in konkreten Ausformungen. In Abwandlung einer Definition von Dirk Baecker lässt sich sagen: Kultur ist das, was sich an den Lebensweisen einer Gruppe, einer Gemeinschaft, eines Stammes, eines Volkes unterscheiden lässt und in dieser Hinsicht mit den Lebensweisen anderer Gruppen, Gemeinschaften, Stämme, Völker verglichen werden kann (in: Grimmer 221, Anm. 8). Analoges gilt für „Religion“. Es ist die spezifische und von anderen unterscheidbare Weise, in der eine Gruppe, Gemeinschaft, ein Stamm oder ein Volk die uns mit dem Menschsein aufgegebenen Fragen artikuliert, beantwortet und lebt. Ab etwa 3000 v.Chr., also mit Beginn der Bronzezeit, begannen sich in den entstehenden Städten unterschiedliche Kulturen und Religionen herauszubilden, die wir heute als Hochkulturen und Hochreligionen bezeichnen. In dieser Phase bildeten die einzelnen Kulturen arbeitsteilige Felder aus, wie Verwaltung, Ökonomie, Handwerke, Militär, Religion. Das kulturelle Gesamtgefüge war bis zur Funktion des Herrschens von den religiösen Leitgedanken durchdrungen und geordnet. Die einzelnen Sachbereiche brachten Spezialisten hervor. Im Bereich der Religion waren das die Priester in den unterschiedlichen Funktionen der Gesetzgebung, des Verwaltens und der Rituale.

Bemerkenswert ist, dass der Typus der Hochreligionen weltweit nahezu zeitgleich auftauchte, nämlich, als die alte chinesische Reichsreligion, die japanische Religion (Shintoismus), die ägyptische Religion, die vorderasiatischen Religionen der Sumerer, Babylonier, Assyrer, die arisch-indische Religion, die indo-europäische Religion, zu der auch die Religionen der Iraner, Griechen, Römer, Germanen, Kelten, Balten und Slaven gehören.

2. Weltreligionen und Kultur

Im Vorfeld der Weltreligionen

In der weitaus längsten Zeit der Religionsgeschichte sah sich der Mensch in der Natur und deren Kräften dem Ganzen gegenüber und wusste sich auch darin geborgen. Die religiöse Sinnfrage stellte sich vor dem Hintergrund des

jeweils gegebenen übermächtigen Naturgeschehens. Mit der zunehmenden Fähigkeit, die Gegebenheiten des Lebens mitzugestalten, erschuf sich der Mensch seine sekundäre kulturelle Umwelt zunehmend selbst und wurde als Teil dieser Kulturgemeinschaft von seinen eigenen Schöpfungen geprägt. Eine Kultur, die der Mensch durch die Umgestaltung der Natur erschafft, wird zum einen durch die Vorstellungen mitbestimmt, die eine bestimmte Sprachgemeinschaft dafür entwickelt. Sie wird zum anderen auch durch jene religiösen Sinnangebote geleitet, die sich in ihrer Gemeinschaft durchgesetzt haben. So entstehen von unterschiedlichen Lebensbedingungen her mit fortschreitender kultureller Entwicklung unterschiedliche Kulturen. In einer Welt der Stammes-, Stadt- und Volksreligionen und der entsprechenden Kulturen wird die kulturelle Vielfalt unüberschaubar groß sein. Das ändert sich mit dem Entstehen der universalen oder Weltreligionen.

Der weltweite Umbruch

Um die Mitte des 1. Jahrtausends v.Chr. ist in vielen Kulturzentren der Welt ein religiöser Umbruch zu erkennen. Aus den regionalen religiösen Konzepten entstehen universale Konzepte. Waren die religiösen Sinnangebote der Hochreligionen noch Antworten für das jeweilige Kollektiv (Sprachgemeinschaft / Stamm / Volk), so begannen sich jetzt die menschlichen Sinnfragen und Sinnangebote so zu artikulieren, dass der *Einzelne* sich in den Fragen wiederfinden und sich die Sinnangebote auch individuell zu eigen machen konnte. Die von Karl Jaspers als „Achsenzeit“ charakterisierte Phase eröffnete die religionsgeschichtliche Epoche der Universalreligionen, die sich weltweit durchgesetzt hat und die sich in Europa gegenwärtig aufzulösen oder doch umzugestalten beginnt.

Dieser Prozess ist nur mit einem Blick auf das Weltverständnis der religionsgeschichtlichen Epochen zu verdeutlichen, die später ausführlicher dargestellt werden. In der Zeit der Sammler und Jäger war das religiöse Denken auf die übermächtigen Wirkkräfte der Natur bezogen. Man erlebte die Lebensprozesse, in die der Mensch eingebunden war, durchwirkt von chthonischen (erdhaften) Kräften, die man auf sehr unterschiedliche Weise als numinose Kräfte in oder hinter den Ereignissen am Werk sah. Mit dem Übergang zu Ackerbau und Viehzucht erkannte der Mensch sich selbst auch als Wirkursache, und die bis dahin ungreifbaren Kräfte nahmen menschenähnliche Gestalt an. Kräfte, Geistwesen und Dämonen entwickelten sich in den Hochreligionen zu personalen tier- oder menschenähnlichen göttlichen Wesen und bildeten ganze polytheistische Götterwelten. Diese Götter waren regional an Berge, Städte, Regionen oder Stämme gebunden. Der Umbruch von dieser Religionsstufe zu den Universalreligionen geschah in den Kulturen unterschiedlich und ist bereits historisch zu greifen.

Hebräische Stämme, die sich einer ethnischen Gemeinschaft zugehörig fühlten, besiedelten von etwa 1200 v.Chr. an das Bergland von Ephraim. Das wissen wir durch eine ägyptische Inschrift von etwa 1210 v.Chr. Eine später aus dem Süden zugewanderte Gruppe brachte den bildlosen Gott Jahwe mit, der hier zunächst auch als ein Baal verehrt wurde. Im 10. Jahrhundert v.Chr. stieg Jahwe zum Gott der davidischen Dynastie auf und erhielt sein Haus im Tempel zu Jerusalem. Jahwe galt als der eine Gott Israels, und zwar als einer unter den vielen Göttern der anderen Völker, aber noch nicht im Sinne eines einzigen Gottes. Dieser Ein-Gott-Glaube ist eine reduzierte Variante des Polytheismus und wird als „Henotheismus“ (von griech. *hen* – eines und *theós* – Gott) bezeichnet. Die Verehrung dieses einen Stammesgottes nennt man „Monolatrie“ (von griech. *monos* – allein/alleinig und *latreía* – Verehrung). In der 2. Hälfte des 8. Jahrhunderts vor Chr. deutete sich bereits beim Propheten Jesaja eine Tendenz zum Monotheismus an. Unter König Josia (640 – 609 v.Chr.) wurde der Tempel von Jerusalem zum Zentrum von Israels Jahweverehrung. Für Jeremia und Ezechiel, die Propheten der Exilszeit, wurde Jahwe nicht mehr nur als der eine Gott für das Volk Israel (Henotheismus), sondern als der Gott verstanden, der auch Macht über die anderen Völker hat. Explizit und am eindeutigsten wurde die Idee von dem unbekannten Propheten der Exilszeit formuliert, für den sich der Name Deutero-Jesaja (von griech. *déuteros* – der Zweite) durchgesetzt hat, weil seine Texte in den Kapiteln 40 bis 55 des Jesajabuches überliefert sind. Er sagt von Jahwe: „Ich bin der Herr und keiner sonst, außer mir gibt es keinen Gott“ (Jes 45,5). Die andern Götter werden zu „Nichtsen“ erklärt, die sich Menschen selbst hergestellt haben. Der alleinige Gott ist nicht mehr Teil dieser Welt, sondern er steht als der Verborgene und Andere der Welt und dem Menschen als Schöpfer gegenüber und ist auch der Herr der Geschichte aller Völker. Durch das Gottesverständnis von Jeremia, Ezechiel und Deuterojesaja ist die Volksreligion Israels zu einer Religion geworden, die universale Züge annimmt. Dieses in das Judentum eingebrachte monotheistische Weltverständnis ist auch vom Christentum und dem Islam übernommen und auf je besondere Weise ausgeformt worden. So ist Monotheismus in vielen Kulturen zu einer Art Leitidee auch für das Weltverständnis und für das Selbstverständnis geworden.

Im *griechischen Kulturraum* gab es diesen Übergang vom Polytheismus der Hochkulturen zu einem monotheistischen Universalismus nicht. Aber durch die Mobilität der Menschen war ein Problem entstanden. Die griechischen Götter, die in den lokalen Tempeln ihren Kult hatten, konnte man nicht „mitnehmen“. Wer sein Stadtgebiet oder seinen Tempel verließ, befand sich religiös in der Fremde. In dieser Situation boten sich Mysterienkulte als Religionen an, zu deren Gottheiten man überall Zugang haben konnte.

Die Mysterienkulte wurzeln in vorgeschichtlicher Zeit. Ihre Gottheiten sind aus Vegetationsgottheiten hervorgegangen. Sie sind wie die Natur cha-

rakterisiert durch das Merkmal des Sterbens und Auferstehens. Griechischen Ursprungs sind die Mysterien von Eleusis (seit dem 6. Jahrhundert v.Chr.) und Samothrake und der Kult des Dionysos (seit dem 2. Jahrhundert v.Chr.). Einen Aufschwung erlebten auch die kleinasiatischen Kulte des Attis und der Kybele, der aus Ägypten kommende Kult der Isis und des Osiris, der syrische Kult des Adonis und der besonders unter Soldaten und Kaufleuten verbreitete Kult des Mithras. Während die griechischen Götterkulte sich auf die Hilfen im irdischen Leben bezogen, gaben die Mysterienkulte Antworten auf die zunehmende Erlösungssehnsucht der Menschen und auf ein Leben nach dem Tod. Im Mittelpunkt stand die Erzählung von einem Erlösergott, der sterben musste und wieder auferstand. Der Myste (Anhänger eines Mysterienkultes) konnte sich in einem Kultakt mit dem Weg der Gottheit identifizieren und so über sein irdisches Leben hinaus Zuversicht, Hoffnung und Zukunftsperspektive gewinnen. Die Mysterienkulte bildeten insofern einen Schritt über die ortsgebundenen griechischen Kulte hinaus, als man diesen Kult selbst wählen konnte, überall nur diesem einen und gleichen Gott gegenüberstand und sich von ihm stets Trost und Hoffnung holen konnte.

Nahezu zeitgleich mit der Verbreitung der Mysterienkulte meldete sich in Griechenland mit den vorsokratischen Philosophen (600 bis 400 v.Chr.) die Kritik am Polytheismus, und zwar besonders an deren anthropomorpher Gottesvorstellung und an deren Mythen. Die griechischen Philosophen sprachen nicht mehr von *theós*/Gott als einer Person, sondern führten die Götter und alles Seiende auf ein impersonales Prinzip des Göttlichen/*theíon* zurück. Spätere Philosophen nannten diese elementare Wirkursache „die höchste Idee“, den „Logos“, die „Weltvernunft“. Von der griechischen Philosophie wurde die personale Gottesvorstellung des Polytheismus nicht zu einem personalen Monotheismus weiterentwickelt, sondern zu einem nichtpersonalen Monismus im Sinn eines Prinzips verdichtet, in dem Natur, Kausalität und letzte transzendente Bezugsgröße zusammenfallen, aber in keinem unmittelbaren Verhältnis zum Menschen stehen. Am Rande sei hier nur vermerkt, dass viele Merkmale dieses philosophischen Gottesprinzips in das christliche Gottesverständnis eingeflossen sind.

Im Zuge der Ausbreitung des Christentums hat sich *in Europa das monotheistische Weltverständnis durchgesetzt*. Die Kultur wurde in allen Feldern von Gott her, auf Gott hin und als Ausdruck seines Wirkens interpretiert und gestaltet. Die theologischen Leitgedanken wurden in allen säkularen Handlungsfeldern zum Maßstab und zur Legitimation, und Kultur konnte sich nur innerhalb dieses Rahmens entfalten. Die einheitliche, theologisch durchwirkte Kultur fand in der gemeinsamen lateinischen Sprache der Gebildeten ihren Ausdruck. Erst seit dem Ende des 17. Jahrhunderts meldeten sich in Gestalt von Naturforschern und Philosophen Anzeichen für ein al-

ternatives Modell des Weltverstehens an. Mit der Ausbildung der Naturwissenschaften setzte es sich bei den Naturwissenschaftlern im 19. Jahrhundert durch und erreichte auch in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts das Bewusstsein der Mehrzahl der europäischen Zeitgenossen (= Paradigmenwechsel). Viele Denkmuster und Normen der monotheistischen Phase sind im Laufe der Jahrhunderte in die Kultur Europas eingegangen und leben hier in säkularisierter Gestalt fort. Aber diese einheitliche Kultur Europas und der darin entstandene Wertekanon beginnen sich mit dem Wegfall ihrer einst plausiblen Begründung im monotheistischen Denkmuster langsam aufzulösen und ihre selbstverständliche Verbindlichkeit zu verlieren.

3. Religion und Gesellschaft

„Wo man früher mit der Macht der Kultur rechnete, ist heute die Gesellschaft zur letzten Wirklichkeit geworden, die alles beherrscht“ (Tenbruck 9). Sehr allgemein lässt sich sagen: „Eine menschliche Gesellschaft ist eine Anzahl von menschlichen Individuen, die miteinander verbunden sind durch Beziehungen, die sich aus der Geltung von Regeln ergeben.“ (M. Forschner in: TRE 12, 742). Zu diesem Regelsystem einer neuzeitlichen Gesellschaft gehört die Monopolisierung von Gewalt in den Händen der Obrigkeit für einen bestimmten Bereich. Diese Herrschaft muss durch ein Rechtssystem und durch Gewaltenteilung reguliert sein. Die Regeln aller Lebensbereiche, in denen Menschen innerhalb einer Gesellschaft miteinander interagieren und kommunizieren, bilden die jeweilige Gesellschaft. Das sind die Felder des Politischen, des Sozialen, des Wirtschaftens, des Religiösen und des Verhaltens. Schon in der Antike wurde der Mensch als *animal sociale* bezeichnet. Man drückte damit aus, dass der Mensch als Person ohne den Bezugsrahmen einer Gesellschaft nicht existieren kann.

In der Zeit der Sammler und Jäger war das, was wir heute „Gesellschaft“ nennen, mit den Regeln identisch, die in der jeweiligen Sippe auch unausgesprochen galten. In der Ackerbaukultur entstanden in den Städten und Handelszentren größere und komplexere Gesellschaften. Die agrarisch-handwerkliche Gesellschaft war in Europa die Lebensform vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert. Von da an differenzierte sich die Gesellschaft in immer mehr Bereiche neuen Typs wie Industrie, Wissenschaft, Technik, Klassen und Interessengruppen. Während bis ins 19. Jahrhundert Wertesystem, Moral und Verhaltensnormen von den kirchlichen Vorgaben geprägt waren, entstand mit der Pluralität der Religionen, Ideologien und Sinnangebote, die man jetzt frei wählen konnte, eine Relativierung und Individualisierung der Werte, die zunehmend durch gesellschaftliche Regelungen

kompensiert werden müssen. Autorität, Einfluss und Ansehen der Kirchen und ihrer Werte haben in der Öffentlichkeit abgenommen. Ihre Autorität, die die Kirchen durch einen göttlichen Gesetzgeber legitimiert sehen, ist selbst vielen Mitgliedern der Kirchen fraglich geworden. Der Paradigmenwechsel mit seinem säkularen Weltverständnis hat das Bewusstsein nahezu aller Zeitgenossen erreicht.

Die soziologische Forschung interessiert sich nur für die Funktion des Religiösen innerhalb der Gesellschaft. Kirchliche Befragungen beschränken sich weithin darauf, die Restbestände des Christlichen festzustellen. Religion ist als Privatsache zu einem abgrenzbaren und damit zu einem ausgrenzbaren Sektor im gesellschaftlichen Ganzen geworden. Die Stimme des Christlichen und die Botschaft Jesu wird für die Zeitgenossen stumm bleiben, wenn die Kirchen für ihre Inhalte keine Sprache finden, die die säkularen Zeitgenossen erreicht.

C. WAS IST ES MIT DER RELIGION?

1. Biologische Voraussetzung für Religion

Religion und Menschsein

Religion ist ein so vielgestaltiges Phänomen, dass sich eine inhaltliche Definition dafür nicht finden lässt. Das bestätigt uns bereits jedes Gespräch über dieses Thema. Alle Vorabdefinitionen von Religion erweisen sich als selbstreferentiell. Sie sagen uns wenig über Religion, hingegen viel über den, der sie definiert, und zwar über dessen Position, Horizont und Perspektive der Betrachtung. Es hat daher guten Sinn, dem Rat des Soziologen Max Weber zu folgen, der empfiehlt, die Definition eines zu untersuchenden Gegenstandes nicht an den Anfang der Erörterung zu stellen, sondern erst aus der Untersuchung zu entwickeln. So setzen die folgenden Überlegungen nicht bei den vorfindlichen Religionen an, sondern bei den Bedingungen der Möglichkeit von Religion. Dabei können wir von klaren Fakten ausgehen.

Zum einen: Äußerungen, die wir als Religion verstehen, sind noch bei keinem Tier beobachtet worden. Also muss Religion etwas mit dem Menschsein des Menschen zu tun haben. Zum anderen: Religion setzt menschliche

Sprache voraus. Menschliche Sprache wiederum hängt von vielen körperlichen Voraussetzungen ab, die noch kein Tier hat und die auch der Mensch erst im Laufe seiner biologischen Entwicklung gewonnen hat. Religion und Menschwerdung sind eng miteinander verbunden. Für das Verständnis von Religion ist es deshalb unerlässlich, sich vorab die biologischen Bedingungen für Menschsein und für menschliche Sprache zu vergegenwärtigen. Dazu sei noch einmal auf den Abschnitt A („Menschsein und Religion“) verwiesen (S. 9 ff.).

Voraussetzung und Charakter der menschlichen Sprache

Das Genom des Menschen unterscheidet sich von dem der Primaten nur um gerade 1,2 %. Zu diesen 1,2 % der Erbinformationen muss wohl auch die Sprachfähigkeit gehören, die man als das wichtigste unterscheidende Merkmal der Gattung Mensch gegenüber dem Tier bezeichnen kann.

Da Tierfreunde auch bei ihren Lieblingen, ja selbst schon bei niederen Tieren, Sprache finden wollen, muss hier kurz klärend auf dieses Thema eingegangen werden. Es trifft zu, dass alle Tierarten ein artenspezifisches Kommunikationssystem haben, ohne das keine Art überleben könnte. Das kann olfaktorisch, optisch, gestisch oder akustisch sein. Tiersignale enthalten für die konkrete Situation nur jeweils eine einzige Information für ihre Artgenossen, z.B. locken, imponieren, werben, drohen, Angst oder Wohlbefinden ausdrücken. Diese Signale sind angeboren und können in der Natur nur bei den höheren Tierarten leicht variiert oder erweitert werden, und das nur innerhalb der Möglichkeiten dieser Tierart. Wer mit *einem* Hund vertraut ist, weiß die Körpergesten und die Art des Bellens aller Hunde zu deuten, z.B. als freundlich und einladend, als vorsichtig und annähernd, als abwehrend, feindlich und aggressiv. Affen können ihre Artgenossen durch unterscheidbare Schreie vor Gefahren warnen, die entweder vom Boden durch Schlangen, von der Seite durch Feinde oder von oben her drohen. Durch menschliches Training können es Schimpansen und Bonobos auf das Sprachniveau von bis zu dreijährigen Kindern bringen, freilich nicht mittels der Wortsprache, sondern nur über optische Zeichen. Von sich aus kann kein Schimpanse sein ihm angeborenes Zeichensystem erweitern. Er kann das ihm antrainierte Zeichenrepertoire unter seinen Artgenossen nicht benutzen und auch nicht an seine Gruppe weitergeben. Er kann es schließlich ebenfalls nicht an die nächste Generation vermitteln. Durch menschliches Training kann ein Schimpanse zwar lernen, eine feste Verbindung zwischen einem Zeichen und einer Sache aufzubauen, er ist aber nicht in der Lage, das Zeichen als Symbol zu verstehen, das ein Anderes repräsentiert. Tiere haben noch keine Symbolfähigkeit, denn diese setzt bereits eine weitaus höhere und differenziertere Gehirnleistung voraus, als das Tier hat. Selbst Affen

sind noch nicht in der Lage, Zeigegesten zu verstehen. Ein Schimpanse ist selbst durch menschliches Training nicht dazu zu bringen, sein Lautrepertoire zu erweitern, weil ihm dafür einige physische Voraussetzungen fehlen, wie gleich deutlich werden wird.

Die Kommunikation der Tiere bleibt limitiert auf das artenspezifisch angeborene Signalrepertoire. Sieht man von emotionalen Lautäußerungen ab, so bringt ein Menschenkind keine allen Menschen angeborenen sprachlichen Lautäußerungen mit. Ein vollsinniges Menschenkind kann aber jede der etwa 5000 Sprachen der Welt erlernen, ja sogar deren mehrere. Jede dieser Sprachen ist sowohl in ihrem Vokabular wie in ihren möglichen Satzstrukturen von einer Sprachgemeinschaft erfunden und überliefert worden. Sie bleibt auch für Gegenwart und Zukunft ein offenes, ausbaufähiges System. Ein Menschenkind bringt zwar mit seiner Geburt kein einziges menschliches Wort mit, aber es bringt noch vor seinem ersten Wort die Fähigkeit mit, Gesten und Lautkomplexe als Symbole zu verstehen, die etwas bedeuten. Diese Symbolfähigkeit setzt ein hochleistungsfähiges Gehirn voraus, das wohl erst spät auf dem Weg zum modernen Homo sapiens erreicht worden ist. Diese Symbolfähigkeit, die der heutige Mensch schon früh besitzt, setzt auch jene Menschen, die nicht sprechen können, instand, eine Sprache zu erlernen und sich über Gesten darin zu äußern. Für die volle Sprach- und Sprechfähigkeit müssen außer der Symbolfähigkeit und der dazu erforderlichen Hirnkapazität noch vier weitere physische Voraussetzungen gegeben sein. 1. Hirnareale für Lautbildung und Sprachverstehen (Broca- und Wernicke-Areale). Ansätze dafür vermutet man bereits sehr früh. 2. Die neuronale Verbindung zu jenen Muskeln, mit denen eine Kontrolle des Atems ermöglicht wird. 3. Ein gegenüber den Menschenaffen gesenkter Kehlkopf und der damit zur Lautbildung geeignete Mund- und Rachenraum, der möglicherweise schon vor 300.000 Jahren gegeben war. 4. Das für die Sprach- und Artikulationsfähigkeit wichtige FOXP2 – Gen, das erst frühestens vor 200.000, also mit dem modernen homo sapiens, auftauchte. Erst seit diese Voraussetzungen im menschlichen Genom fest verankert sind, ist der Mensch in der Lage, alle nur denkbaren Phoneme (Grundlaute) zu bilden und aus diesen Phonemen eine unbegrenzte Menge von Morphemen (bedeutungstragender Einheiten) zu bilden, die für festgelegte Gegenstände, Inhalte und Vorgänge stehen. Mit den Morphemen lassen sich mittels variabler Satzformen hoch komplizierte geistige Systeme aufbauen, Nahes und Fernes, Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges vergegenwärtigen, Erfahrungen überprüfen und ein Verständnis unserer selbst gewinnen.

Sprache und Kultur

Es verwundert nicht, dass schon Aristoteles (384 – 322 v.Chr.) den Menschen als ein *zoon logon echon* (Lebewesen, das Sprache hat) charakterisiert hat. Wilhelm von Humboldt hat das 1820 präzisiert: „Der Mensch ist nur Mensch durch Sprache.“ Sprache schafft nicht nur die Möglichkeit, uns die Welt zu erschließen, sondern das Erkannte auch an die nächste Generation weiterzugeben. Ein Kennzeichen dieser menschlichen Kultur ist im Unterschied zu den starren Kulturen in der Tierwelt ihre Plastizität. Erworbene Erkenntnisse stellen wir mit sprachlichen Mitteln auf den Prüfstand, entwickeln im Diskurs daraus besser begründetes Neues, das wieder auf den Prüfstand muss. Mit Sprache erbauen wir unser Welt- und Selbstverständnis. Mit Sprache schaffen wir unsere eigene und jede gemeinschaftliche Identität. Mit Sprache entwickeln wir unsere Werte und gesellschaftlichen Normen. Mit Sprache kommunizieren wir nicht nur unsere kulturellen Inhalte, wir regulieren damit auch den Umgangston unseres Austausches. Menschliche Kultur ist im Kern stets sprachbedingte Kultur.

2. Der Mensch wird aus der biologischen Evolution entlassen

Der Mensch war mit seiner Abweichung aus der Gattung der Schimpansen nicht sogleich ein Mensch im heutigen Sinn. Er ist damit auch nicht auf eine Entwicklungslinie geraten, die ihn gradlinig und zielgerichtet zum Homo sapiens führte. Auf dem wohl kaum vollständig erforschbaren Weg dahin hat sich freilich etwas gezeigt, was wir nur aus der Rückschau mit heutigen Kategorien beschreiben und deuten können. Während alle Tiere für das Überleben in jener Umwelt voll ausgerüstet, aber auch festgelegt sind, auf die sie genetisch abgestimmt sind und bleiben, weicht die Entwicklung des Wesens, das zum Menschen hinführte, von diesem Prinzip ab. In der Zusammenschau der Jahrtausende zeigt sich, dass die Entwicklung der Wesen, die zum Menschen führten, zunehmend weniger mit Instinkten und körperlichen Fähigkeiten für eine bestimmte Umwelt ausgestattet waren, dafür aber Fähigkeiten hinzugewonnen haben, die es ihnen ermöglichten, auch unter veränderten Umweltbedingungen zu überleben und diese Umwelt für ihre Bedürfnisse zu gestalten. Die Instinktarmut nötigte den werdenden Menschen dazu, seine naturbedingten Mängel durch kulturelle Aktivitäten zu kompensieren. Ein erster wesentlicher Schritt dazu war die Entwicklung der Werkzeugkultur, ermöglicht durch die Umbildung der menschlichen Hand zum multifunktiona-

len Greiforgan. Aus diesem ersten kulturellen Potenzial konnten sich weitere kulturelle Leistungen entwickeln. Im Zusammenhang von Werkzeugkultur und den zunehmenden geistigen Möglichkeiten entstanden durch das Hirnwachstum Synergieeffekte und Rückwirkungen auf die biologische Evolution besonders in der Hirnkapazität. Während der Einfluss der biologischen Evolution abnahm, stieg der Einfluss der kulturellen Evolution an. Mit dem Auftauchen des anatomisch modernen Homo sapiens, der sich als biologische Gattung in der ganzen Welt durchgesetzt hat, scheint es, als sei der Mensch vorerst aus der biologischen Evolution entlassen und dazu „verurteilt“, sich in seiner kulturellen Evolution seinen Weg in die Zukunft allein suchen zu müssen. Es sieht gegenwärtig so aus, als sei die Gattung Mensch vom kulturellen Mitgestalter zum Alleingestalter seiner Evolution geworden. In der Evolution ist mit dem Menschen und mit seinem naturgegebenen Zwang zur Kultur eine neue Qualität entstanden. Die Verantwortung für die Zukunft des Menschen ist diesem selbst in die Hand gegeben. Welche Rolle fiel und fällt in diesem Entwicklungsprozess der Religion zu?

3. Der Bereich von Religion

Der Mensch ist das einzige Wesen, dem von der Natur für sein Überleben Mitverantwortung übertragen worden ist. In dem Maße, in dem er dazu geistig fähig und sich seiner selbst bewusst wurde, drängten sich ihm zu seiner Person und zu der Gemeinschaft, in der er lebte, unabweisbare Fragen auf: Wer bin ich in dieser Welt? Wer bin ich im Verhältnis zu meinen Artgenossen, zu den Tieren und Pflanzen, zum Ganzen meiner Umwelt? Seit der Mensch sich seiner Endlichkeit bewusst geworden ist, musste er sich auch fragen: Wo komme ich her? Wo werde ich einmal hingehen? Was ist der Sinn meines Lebens? Was fange ich mit meinem Leben an?

Jede einzelne Menschengruppe musste sich in ihrer Umwelt die zum Überleben notwendigen Fragen stellen und beantworten: Wie wollen wir von Person zu Person miteinander umgehen? Wie wollen wir unsere Gemeinschaft gestalten? Wie wollen wir uns als Gruppe zu uns fremden Artgenossen verhalten?

Auf Fragen dieser Art mussten in jeder Population Antworten gesucht und gefunden werden, die für alle galten und von allen beachtet wurden. Fragen dieser Art umschreiben generell den elementaren Sinnbereich von Religion. Die Antworten bilden die konkrete Gestalt der Religion einer Gemeinschaft. Der Einzelne wird darin – auch gegen die egoistischen Tendenzen seiner Natur – für die Gemeinschaft in die Pflicht genommen, erhält aber zugleich die bergende Gewissheit, anerkanntes und wichtiges Glied

dieser Sinn- und Schutzgemeinschaft zu sein. In der gesamten prähistorischen Zeit lag das, was wir heute als Sinnfrage, als Ethik und als Soziales trennen, ungeschieden und identisch ineinander.

Ein weiterer Bereich, den wir heute der Religion zuordnen, ist die Transzendenz. Als transzendent gilt, was jenseits unseres Erfahrungswissens liegt. Im subjektivistischen Paradigma des Weltverstehens (das in Abschn. 5 erstmals zur Sprache kommt und im Kapitel „Gott“ näher entfaltet wird) sind alle Urheber von Ereignissen, die wir nicht als handelnde Akteure vor uns sehen können, transzendent, wie immer man sich das vorstellen mag. Für die prähistorische Zeit bedeutet das: Die vielen Kräfte und Mächte, denen sich der Mensch in der Natur ausgesetzt sah, waren in seiner Welt real da und am Werk, aber mit menschlichen Sinnen nicht zu erfassen. Sie waren – in heutiger Sprache – immanent transzendent.

Sobald der Mensch sich seiner selbst bewusst wurde – wir wissen nicht, auf welcher Entwicklungsstufe das geschah – transzendierte er sein Selbst, sobald er sich zu seinen Artgenossen, zu Tieren, Pflanzen und dem Ganzen seiner Umwelt, in Beziehung setzte. Seine von ihm erfahrene und gedeutete Welt überschritt er damit nicht. Ein Transzendieren im Sinne eines Überschreitens unserer Welt hin zu ontologisch höheren Seinsstufen oder gar zu einer höheren Wirklichkeit mit einem darin Absoluten, war für den prähistorischen Menschen mangels sprachlicher Mittel noch gar nicht möglich.

4. Die Anfänge von Kultur und Religion in prähistorischer Zeit

Wir haben gegenwärtig nur unzureichende Hinweise darauf, wann sich der Homo seiner selbst, seines Verhältnisses zu seiner Umwelt und seiner Mitverantwortung für die Gestalt seiner Sozialeinheit bewusst geworden ist. Die Ethnologin und Anthropologin Miriam Noë Haidle stellt fest: „Im Altpaläolithikum (vor 2,5 Mill. – 100.000 Jahren) gibt es noch keine eindeutigen Belege für ein repräsentierendes Symbolverhalten“ (Haidle 98). Repräsentierendes Symbolverhalten meint die Fähigkeit, dass sich einer mit einem anderen anhand eines Symbols (Geste oder Laut) über ein Drittes verständigen kann. Das ist ohne Ansätze zu einer Wortsprache kaum möglich. Die Religions- und Kulturwissenschaftlerin Ina Wunn fasst ihre Forschungen so zusammen: „Von keiner der homo erectus [vor 1,6 Mill. – 650.000 Jahren] zugeschriebenen Siedlungsplätze gibt es Hinweise auf wie immer geartete religiöse Aktivitäten“ (Wunn 60). Die physischen Voraussetzungen für Sprachfähigkeit waren offenbar im gesamten Altpaläolithikum noch

nicht gegeben. Der Kulturhistoriker Michael Bolus weist darauf hin, dass selbst beim Neandertaler (200.000 – 39.000 v.Chr.) die Möglichkeiten zur Lautbildung noch begrenzt waren, er aber doch über einige Sprachmöglichkeiten verfügte. Das schließt man aus aufgefundenen Bestattungen. Die volle Sprachfähigkeit entwickelte sich erst beim modernen Homo sapiens, der in Afrika vor 200.000 Jahren erschien und sich seither anatomisch kaum mehr verändert hat. So kann man im Mittelpaläolithikum (100.000 – 40.000 v.Chr.) den Beginn der Sprachentwicklung annehmen. Mit dem modernen Homo sapiens und seiner Symbol- und Sprachfähigkeit, der vor 40.000 auch in Europa auftauchte, kam eine spürbare kulturelle Entwicklung in Gang, die den skizzierten religiösen Fragenbereich einschloss. Von da an zeigen die aufgefundenen Grabstätten an, dass die Verstorbenen hier nicht nur entsorgt, sondern bewusst beigesetzt wurden. Hinweise auf Bestattungsrituale gab es freilich noch nicht. Vom Jungpaläolithikum (40.000 – 10.000 v.Chr.) an begannen sich unterschiedliche Kulturen zu entwickeln. Die regionale und inhaltliche Differenzierung beschleunigte sich im Mesolithikum (10.000 – 5.500 v.Chr.) und erst recht im Neolithikum (5.500 – 2.000 v.Chr.). Verstorbene wurden jetzt nicht mehr irgendwo einzeln bestattet, sondern in Gräberfeldern mit Gräbern gleichen Typs in der Nähe der Siedlungen beigesetzt. Sie blieben so dem Bereich der Lebenden verbunden oder in diesen sogar eingebunden. Die Toten behielten ihren Schmuck, ihre Kleidung, ihre Waffen und auch Hausgerät, so als würden sie das alles weiterhin brauchen. Da die wertvollen Grabbeigaben für die Lebenden verloren waren, mussten die Menschen mit einem wie immer vorgestellten Dasein der Toten etwas Wichtiges verbunden haben, das den Verlust der Sachwerte rechtfertigte. Der Umgang mit den Toten zeigt, dass der Mensch im Neolithikum in der Lage war, sein eigenes Leben zu transzendieren, für ein Dasein der Toten Vorstellungen zu entwickeln und die Toten in der Gemeinschaft der Lebenden zu halten. Damit leuchtete auch ein Bewusstsein für Geschichte auf, die über die eigene Lebensgeschichte hinausgeht, dieser aber auch vorausgeht.

An der Bestattungskultur wird deutlich, dass der Mensch des Neolithikums nicht nur sein eigenes Leben transzendieren konnte, sondern auch sein Sozialgefüge im Horizont von Vergangenheit und Zukunft verstehen und ordnen lernte. Individuelles und kollektives Transzendieren bedingen einander. Beides ist nur in kollektiver Übereinstimmung möglich. Soziales Weltverständnis und Selbstverständnis bilden eine untrennbare Einheit. Mit dem skizzierten Transzendieren des Selbst und der Gemeinschaft wurde freilich noch keine Transzendenz im Sinne eines Jenseits zu dieser Weltwirklichkeit gedacht. Auch die Welt der Toten gehörte zu *dieser* Welt. Vor und über allem sahen sich auch die Menschen des Neolithikums den ungreifbaren Mächten ihrer Umwelt gegenüber und ihnen weithin ausgeliefert. Diese Mächte vergegenwärtigten sie in der Gestalt einer Frauenfigur, an

der alle Zeichen von Fruchtbarkeit hervorgehoben wurden. Obwohl als Person dargestellt, war sie noch nicht als eine personale Gottheit zu verstehen.

5. Die sprachliche Konstante des Weltverstehens

Der Mensch lernt wie jedes Lebewesen die Welt mit seinen Sinnen und Erfahrungen kennen und verstehen. Welt ist für ihn das, was er aufgrund seiner Erfahrung von ihr erfasst. Seit Kant wissen wir, dass sich unsere Erkenntnis nicht nach den Gegenständen richtet, sondern dass sich die Gegenstände nach den Möglichkeiten und der Art und Weise, sie zu erkennen, richten müssen. Dieser Erkenntnisprozess beginnt in der Ontogenese (Entwicklung des Individuums) eines jeden Menschenkindes auf die gleiche Art und Weise.

Das Neugeborene erfährt Welt als Erstes über Geruch, Geschmack, den gefühlten Körper und die Stimme, später auch über die Augen der Mutter. Es erlebt die Gestalt der Mutter als etwas, das Hunger und Durst stillt, das Geborgenheit gibt, das Unwohlsein beseitigt und Wohlbefinden schafft. Die Mutter/Bezugsperson wird als ein handelndes Etwas erfahren, das Bedürfnisse befriedigt. Der Säugling lernt schnell, dass er auch selbst etwas bewirken kann, wenn er nämlich schreit und so das helfende Etwas herbeiholt, das nun an ihm oder für ihn in seinem Sinne tätig wird. Am erfahrbaren Gegenüber zur Mutter lernt das kleine Kind die Vorgänge in seiner Welt als etwas zu verstehen, das von handelnden Wesen in Gang gehalten wird. Hinter allem, was geschieht, ist ein handlungsfähiges Subjekt zu erwarten, das sich in dem, was geschieht, als tätig erweist. Diese frühkindliche Welt-erfahrung, nach der alles, was geschieht, von Aktionssubjekten mit Absicht getan oder bewirkt wird, hat sich in allen uns bekannten frühen und alten Kulturen zu jener subjektivistischen Logik verfestigt, nach der das Weltgeschehen vom Kleinsten bis zum Größten durch Akteure in Gang gehalten und gelenkt wird, die hinter oder in den einzelnen Vorgängen absichtsvoll am Werke sind. Nach der Logik dieser subjektivistischen Kausalität fragt man nicht nur beim Menschen, sondern bei allem, was sich ereignet, danach, *wer* es verursacht hat und mit welcher Absicht. Die kognitiven Grundstrukturen, nach denen der Mensch seine Lebenswelt aufbaut, gestaltet er nach dem Grundmuster seiner Erfahrung mit Welt. Seine Urerfahrung wird zum universalen Paradigma (Grundmuster) für Erklärung von Wirklichkeit.

In einer solchermaßen sozialisierten Sprachgemeinschaft bedeutet das Erklären eines Vorgangs stets, dessen Urheber zu benennen. Der ist in diesem Denkmodell ein handelndes Subjekt. Ein handelndes Subjekt verbindet

mit seinen Aktivitäten eine Absicht. Das Geschehen in der Welt stellt sich so insgesamt in sozialen Kategorien dar, und zwar als ein Feld handelnder Subjekte, in das sich der Mensch hineingestellt sieht und in dem er sich mit den darin waltenden Mächten zu arrangieren hat. Die in oder hinter dem erfahrbaren Geschehen handelnden Subjekte können jedwede Gestalt haben, auch tierischer oder menschlicher Art, aber diese sind weder von überirdischer noch von außerirdischer Natur. Sie werden – wie auch immer konkret – als ein substanzielles Etwas verstanden. Dieses subjektivische Handlungsmuster finden wir in allen frühen Kulturen als verbindliches Grundmuster des Weltverstehens. In unserem Kulturraum dominierte es bis in die Neuzeit. Selbst sprachliche Abstrakta wie Wille, Vernunft, Freiheit, Seele u.a. erhielten den Rang von Agentien (handlungsfähigen Subjekten).

6. Wer sind die handelnden Mächte?

Aus prähistorischer Zeit haben wir keine Belege dafür, wie sich die Menschen jene Wirkkräfte der Natur vorgestellt haben, von denen sie ganz und gar abhingen. Aus den Forschungen in den noch heute einfachen Kulturen können wir schließen, dass es im Weltverständnis des subjektivistischen Paradigmas viele Möglichkeiten gab. Die einen deuteten die handelnden Mächte in oder hinter dem, was geschieht, als unpersönliche Mächte mit übermenschlicher Kraft (Dynamismus). Andere erkannten darin Geisterwesen unterschiedlichster Art (Animismus). In wieder anderen Kulturen sah man sich dämonischen Mächten gegenüber (Polydämonismus). Jägerkulturen konnten sich ihr Totem und andere ihren Fetisch als eine Art Kraftzentrum vorstellen (Totemismus und Fetischismus). Für die Zeit von 10.000 v.Chr. gibt es noch keine Hinweise auf ein personales Verständnis jener im Hintergrund wirkenden Subjekte, die unser Weltgeschehen in Gang halten. Aus dem jüngeren Paläolithikum sind zwei Typen von Frauenfiguren erhalten. Der im österreichischen Willendorf gefundene Frauentypus ist füllig, mit schweren Brüsten, fetten Hüften, Bauch und Oberschenkeln, genau herausgearbeiteter Schamregion, aber ohne Gesicht und mit dünnen Ärmchen und ohne Füße. Im tschechischen Dolni Věstonice ist die Frauenfigur nur als dünner Stab ohne Gesicht und Gliedmaßen mit zwei üppigen Brüsten dargestellt. Daraus geht hervor, dass nicht eine bestimmte Person, sondern in der Frau die schöpferische Fruchtbarkeit der Natur dargestellt ist. Die Anthropologin und Religionswissenschaftlerin Ina Wunn sagt: „Primitive Religionen kennen ... (noch) keine eigentlichen Götter und deren kultische Verehrung“ (Wunn 141).

Für die Zeit von 10.000 bis 8.000 v.Chr. finden sich erste Versuche mit Ackerbau. In den Jahrtausenden danach vollzog sich in Mesopotamien der

Umbruch von den Sammler- und Jägerkulturen hin zu den Ackerbau- und Hirtenkulturen. In dieser Zeit, die auch als die „neolithische Revolution“ bezeichnet wird, formierten und definierten sich Kultur und Religion neu. Mit den ortsstabilen Ackerbaukulturen entstanden Vegetationskulte und auch Opferhandlungen, die aber noch keinen personalen Adressaten hatten. Die Gebärende von Çatal Hüyük, die um 6.000 v.Chr. zu datieren ist, hatte mit Gesicht und Gliedmaßen zwar schon volle menschliche Gestalt, ist aber vor dem Hintergrund der Abhängigkeit von den Früchten des Feldes noch als Symbol vegetativer Fruchtbarkeit zu sehen und noch nicht als personal verstandene Göttin. Es ist für diese Zeit mit Opferhandlungen zu rechnen, auch mit Menschenopfern. Die Opfer wurden einer unpersönlichen übermenschlichen Kraft dargebracht, für die sich in der Religionswissenschaft die polynesishe Bezeichnung „Mana“ durchgesetzt hat. Die Gestirne, die auch in den archaischen Kulturen als numinose Größen erlebt wurden, erhielten in den Ackerbaukulturen zur Bestimmung der Zeiten ein größeres Gewicht, wurden aber noch nicht als eigenmächtige Wirkmächte verstanden. Aus den Bestattungsarten geht hervor, dass ein Leben nach dem Tod für den Einzelnen noch keine Bedeutung hatte. Aus dem vegetativen Ablauf von Werden, Wachsen, Sterben und Wiedererstehen begann man wohl schon im späten Neolithikum da und dort die Hoffnung für ein Wiedererstehen der Toten herzuleiten.

7. Die Stadtkultur als Geburtsstätte der Götter

Um 5.000 v.Chr. erlangten die Menschen die Fähigkeit, Metalle zu bearbeiten. Aus Kupfer und Bronze vermochten sie jetzt Werkzeuge herzustellen, durch die sie neue Möglichkeiten erhielten, ihre Welt zu gestalten. Siedlungen entwickelten sich ab der Mitte des 3. Jt. v.Chr. zu Städten. Deren Aufbau, Organisation und Verwaltung brachten die Arbeitsteilung und viele neue Berufe hervor. Der Mensch des Neolithikums begann, sich als ein aktiv wirkendes und schöpferisches Wesen zu verstehen. Diesem Selbstverständnis entsprechend, nahmen auch die bisher unpersönlichen Wirkmächte menschliche Gestalt an. Als personale Wesenheiten erhielten sie auch persönliche Namen. So nahm jetzt auch das alte Symbol der Fruchtbarkeit, die noch unpersönliche Frauenfigur, konkrete menschliche Züge an und wurde zur Magna Mater, zur Göttin der Fruchtbarkeit mit Namen Kybele, die in der griechischen Kultur später mit Demeter und in der lateinischen Kultur mit Rhea identifiziert wurde.

Mittelpunkt einer sumerischen Stadt wurde die Zikkurat, der zentrale Hügel, auf dessen höchster Terrasse der Tempel stand. Diese Position des Tempels zog die Blicke der Menschen von den Mächten der Erde hinauf zum Himmel und dessen Mächten. Die Gestirne wurden zu Gottheiten, die freilich immer noch zum irdischen Kosmos gehörten.

8. Ein religiöser Bereich beginnt sich abzuzeichnen

Bis vor die Tore der Stadtwerdung lagen Kultur und Religion ungetrennt und identisch ineinander. Das Dasein war durch das in der Gruppe geltende Weltverständnis und die darin gegebenen ethischen und sozialen Normen reguliert. Das änderte sich in einer Stadtkultur. An der Spitze einer sumerischen Stadt stand ein Priesterfürst oder ein Sakralkönig. Als Stellvertreter des Gottes, dem die Stadt gehörte, regierte er im Namen dieses Gottes. Große Städte konnten gegen Ende des 3. Jahrtausends bis zu 20.000 und 30.000 Einwohner haben. Damit löste sich die Autorität der gemeinsamen Normen auf, die im Dorf durch die soziale Kontrolle gesichert war. Der Vertreter der ethischen und sozialen Normen rückte in die Ferne. Der sumerische König Mesilim von Kish (um 2600 – 2550 v.Chr.) baute sich neben dem Tempel als Zeichen seiner politischen Macht einen eigenen Palast. Das setzte sich auch in anderen Städten durch. Der politische und der religiöse Sinnbereich traten damit für jeden sichtbar auseinander. Religion, so stellte es sich jetzt dar, betraf vor allem den Umgang mit den Göttern und die Pflege eines guten Verhältnisses zu ihnen. Den gesamten geistigen Hintergrund dafür, nämlich das subjektivistische Paradigma des Weltverstehens, das uns handelnde Wesenheiten zu (er-)finden auferlegt, blieb von Beginn an unbemerkt.

Die Arbeitsteilung in unterschiedliche Spezialisierungen, die der Bau, die Organisation und die Verwaltung einer Stadt erzwingen, wird jetzt auch in ihrer Spitze sichtbar. Der richtige Umgang mit den Göttern und deren Pflege durch Rituale ließen eine dazu autorisierte und dafür kompetente Priesterschaft entstehen, durch die Religion als ein Sonderbereich des Sozialgefüges deutlich und hervorgehoben wurde. Mit Religion verband man fortan: Götter, Kult und Priesterschaft.

Mit der Anthropomorphisierung der Götter stellte sich die Frage nach Art und Ort ihres Daseins, nach ihrem Werden und Vergehen, nach ihrer Macht und ihrem Machtbereich. Es bildeten sich Mythen, die von der Geburt und dem Schicksal der Götter erzählten und komplizierte Genealogien. Die Frage nach dem Ursprung der Götter führte zurück zum Werden der Welt und

der Schöpfung des Menschen. Erst mit den Göttern Mesopotamiens kam die Schöpfung als Werk der Götter in den Blick. Die Theologie im weitesten Sinne als das Wissen von den göttlichen Dingen war geboren und damit ein weiterer spezialisierter Stand, der diese Inhalte beherrschte und verwaltete. Die Personalisierung der Götter hat bewirkt, dass sich die Stadtkulturen im religiösen Bereich inhaltlich voneinander zu unterscheiden begannen.

9. Charakteristika der Hochreligionen

Die wesentlichste Veränderung des Weltverständnisses war die Gottwerdung des Numinosen. Das bedeutete den Umbruch

- von den sachhaften Kräften zum persönlichen Gegenüber
- vom namenlosen zum namentlich ansprechbaren Gegenüber
- vom chthonisch Numinosen zum himmlisch Personalen (Theismus)
- vom Vegetativen zum Anthropomorphen
- von mütterlicher Erdgeborgenheit zu patriarchaler Dominanz
- von irdischer Nähe zu himmlischer Ferne
- vom numinosen Natureinen zur personalen Vielheit (Polytheismus).

Der Blick des Menschen richtete sich nach oben, und von oben, von den Göttern, erwartete man und erging die Weisung für das richtige Verhalten des Menschen. Die Götter oder ein Gott wurden zum moralischen Gesetzgeber und zur ethischen Instanz. Der babylonische König Hammurapi nahm um 1.700 v.Chr. aus der Hand des Sonnengottes Schamasch die älteste uns erhaltene Gesetzessammlung entgegen, den Codex Hammurapi.

In archaischer Zeit war die Natur einfach da und die Natur des Menschen war in das Naturgeschehen sichtbar eingebunden. Nachdem die sachhaften Kräfte der Natur in den Göttern personale Gestalt angenommen hatten, stellte sich auch die Frage, wie sie in die Welt gekommen waren und weiter, wie überhaupt die Welt geworden war und die Menschen in ihr. Es fehlte bald nicht an Mythen, die auf alle diese Fragen Antworten gaben. Der babylonische Schöpfungsmythos *enuma eliš* erzählt, wie der Urdrache Tiamat vom Gott Marduk getötet und wie eine Muschel halbiert wurde. Aus den beiden Teilen bildete Marduk Himmel und Erde und aus dem Blut des Dämonenfürsten Kingu wurden die Menschen erschaffen, damit sie die Götter bei ihrer Arbeit entlasteten und ihnen dienten. Den Göttern stand noch nicht das schöpferische Wort zur Verfügung. Sie brauchten die Menschen auch, damit sie ihnen Opfer brachten und so die Kraft nicht verlören, die Welt in Gang zu halten.

In den Hochreligionen verbindet sich die Sinnfrage des Menschen auch mit Vorstellungen darüber, wie es mit den Menschen nach dem Tode weitergeht. Im Nachwirken der alten vegetativen Einbindung entstand Hoffnung aus der Analogie zur Vegetation: Nach Geburt, Erblühen und Sterben konnte auch der Mensch mit dem Wiedererstehen rechnen. Dieses Denkmodell liegt vielen Mysterienkulten zugrunde, die bis in die hellenistische Zeit des Römischen Reiches lebendig waren. Ein anderes Denkmuster verknüpft das Schicksal des Menschen nach seinem Tod mit seinem ethischen Verhalten im Erdenleben. In den semitischen Kulturen galt der Tod hingegen als das absolute Ende des Menschen. In diesem Traditionsstrang blieb das ewige Leben den Göttern vorbehalten.

10. Die Vielfalt der Götter und Kulte in den Hochreligionen

Eine religionsgeschichtliche Entfaltung der Vielfalt gegenseitiger Abhängigkeit und Vermischung der in den Hochkulturen entstandenen Kulte ist hier nicht vorgesehen. Für den uns nächsten Kulturkreis soll lediglich Einiges exemplarisch veranschaulicht werden.

Die griechische Kultur

Der griechische Kulturkreis hat in seinen Mysterienreligionen viele ursprüngliche Vegetationsgottheiten übernommen: Attis und Kybele aus Asien, Isis und Osiris aus Ägypten, Adonis aus Syrien und Mithras aus Persien. Durch eine Art kultischer Identifikation mit der gestorbenen und wiedererstehenden Gottheit schöpft der Myste die Hoffnung für sein Leben nach dem Tode. Ende des 2. Jahrtausends v.Chr. brachten die Einwanderer die Gottheiten aus ihrer Heimat mit. Sogar auf Zeus, den Hauptgott, den die eingewanderten Griechen mitgebracht hatten, wurde der Auferstehungsmythos der Mysterien übertragen.

Die originale Götterwelt der Griechen ist auf unterschiedliche Weise genealogisch geordnet worden und sie gründet in einem Entstehungsmythos des Kosmos aus dem Chaos. Aus der Verbindung der weiblichen Erde (Gaia) und dem männlichen Himmel (Uranos) gingen Kronos und Rhea hervor, die Eltern von Zeus und Hera, die wieder vielen olympischen Göttern das Leben gaben. Rhea wurde später auch mit Kybele gleichgesetzt. Die griechischen Götter haben durchweg klare Handlungsbereiche und Funktionen. So ist Zeus der Gott des Himmels und aller Himmelserscheinungen, Hüter der staatlichen Ordnung, Beschützer von Haus, Familie und auch der

Fremden. Hera, Schwester und Gemahlin des Zeus, ist Beschützerin von Ehe, Geburt und Familie. Poseidon ist Gott des Meeres und der Gewässer und Demeter ist Göttin der Erdfruchtbarkeit, des Ackerbaus und der Feldfrüchte. Die Zwölfzahl der olympischen Götter ist ein kleinasiatisches Erbe.

Homer zeichnet die griechischen Götter als glückliche Idealmenschen, machtvoller als Menschen, aber nicht allmächtig, unsterblich und ewig jung. Untereinander verhalten sie sich nicht vorbildlich. Sie hassen und betrügen einander, streiten miteinander und können gegen Menschen grausam vorgehen. Neben einer großen Zahl von nicht-olympischen Gottheiten und gottmenschlichen Wesen sah sich der Grieche vielen weiteren mythologischen Wesen gegenüber.

Einige griechische Gottheiten verdanken ihre Geburt allein der Logik der griechischen Sprache. Diese hat nämlich die Möglichkeit, Vorgänge zu substantivieren, indem man dem Verb einen Artikel voranstellt. Beispiel: Jeder Kämpfer möchte siegen (gr. *nikan*). Durch den Artikel wird aus „siegen/*nikan*“ „der Sieg/*nike*“. Und der tritt uns dann personifiziert in der Gestalt von „*Nike*“, der Göttin des Sieges entgegen, die man vor oder im Kampf um Beistand anrufen kann. So wurde auch aus der griechischen Bezeichnung für „Recht, Gerechtigkeit“ gr. „*dike*“ durch die Personifikation des Begriffs die Göttin „*Dike*“, zuständig für Recht und Gerechtigkeit. In gleicher Weise wurde „*eirene*“, das gr. Wort für „Friede“, zu „*Eirene*“, der Göttin für Frieden und Ordnung. Die Personifikation von Streit und Zwietracht wird zur Göttin „*Eris*/Streit“.

In der griechischen Kultur lebt auch der Gedanke, dass jedem sein Schicksal zugeteilt wird. Zuteilen heißt auf griechisch *moiran*, und *moira* bezeichnet das dem Menschen zugeteilte Geschick/Schicksal. Daraus entstanden die „*Moirai*“, die drei Schicksalsgöttinnen, die den Menschen ihr Anteil am Leben zuteilen. Auch sie wurden in die Göttergenealogie eingebaut, erhielten Eltern und galten als Töchter des Zeus. Dem Menschen wurde schon bei der Geburt sein Lebenslos zugeteilt. Die *Moira*, das unpersönliche Schicksal waltete sogar als Macht hinter und über den Göttern, blieb aber immer noch eine der Welt immanente Größe.

Das Ethos der griechischen Kultur fordert vor allem das angemessene Verhalten gegenüber den Göttern und das Befolgen der staatlichen Gesetze. Von den Mysterienreligionen abgesehen gibt es in der griechischen Götterwelt für den Menschen kein Weiterleben nach dem Tod. Im Hades führen die Toten ein Schattendasein ohne Wiederkehr. Nur denen, die gegen die Götter und Gesetze gefrevelt haben, droht eine Zukunft im tiefsten und finstersten Raum der Unterwelt, dem Tartaros, wo sie ihre ewigen Strafen verbüßen müssen.

Für den Kult- und Opferdienst in Hainen und Tempeln waren Priester und Priesterinnen verantwortlich. Einen geschlossenen Priesterstand gab es nicht. Das Priesteramt war teils erblich, also auf Lebenszeit, teils durch Los,

teils durch Wahl des Volkes zu erreichen, aber darin nur für eine bestimmte Zeit. Von einigen war geschlechtliche Enthaltensamkeit generell gefordert, von anderen nur eine angemessene Zeit vor den Kulthandlungen. Als Verbindungsperson zu den Göttern genossen Priesterinnen und Priester hohes Ansehen.

Die römische Kultur

Die Anfänge Roms liegen im 10. Jahrhundert v.Chr.. Bevölkerung und Religion entsprachen einer indogermanischen Bauernwelt. Die Wirkmächte der frühen Zeit waren Numina ohne personalen Charakter. Die Tabu- und Verhaltensregeln galten als von den Numina gegeben und wurden von den Priestern verwaltet. Während der etruskischen Königszeit (um 575 – 470 v.Chr.) wurden die Einzelsiedlungen zu einem Gemeinwesen unter zentraler Leitung zusammengeschlossen. 470 – 27 v.Chr. war Rom Republik und wurde von 27 v.Chr. – 284 n.Chr. von Kaisern regiert. Von der Königszeit an verstand sich der Römer als Bürger eines durchorganisierten Staates, der von Institutionen, Traditionen und einer Rechtsordnung getragen wurde. Diese waren bereits im Zwölftafelgesetz von 451 v.Chr. festgelegt worden und sie wurden von den Pontifices ausgelegt und weiterentwickelt. Die überkommenen Kulte haben schon im 6. Jahrhundert v.Chr. staatlichen Charakter angenommen und waren damit für jeden Bürger verpflichtend geworden. Zu den wichtigsten Pflichten gehörten das Opfer für die Götter und die Lustration, die feierliche Reinigung durch ein Sühneopfer. Der Hausvater, Paterfamilias, hatte seinen Genius zu pflegen und so den Kult der Ahnen zu vollziehen. Von der Bildung des Staates an war der König auch das religiöse Oberhaupt. Seit der republikanischen Zeit übernahm diese Funktion der Pontifex Maximus und um ihn bildete sich ein System von Priestertümern. Diese Form der Pontifikalreligion bestand bis ins 4. Jahrhundert v.Chr. Der Priester vertrat die Gottheit vor der Gemeinde. In ihm war das göttliche Numen präsent und ihm wurden göttliche Kräfte zugesprochen. Das erhob ihn über seine profane Existenz und gab ihm hohes Ansehen. Ein Kollegium von Pontifices und dem Pontifex Maximus bildete die oberste Kultbehörde, die alle religiösen Gesetze und kultischen Handlungen genau festlegte und überwachte.

Den Römern zeigte sich in den vielen speziellen Numina das Wirken des Göttlichen, das man, ganz im subjektivistischen Paradigma, entsprechend dem menschlichen Handeln verstand. So gab es z.B. speziell helfende Numina für das Umpflügen, Eggen, Jäten des Unkrauts, für das Wachsen des Korns, für das Schneiden des Korns, für das Einbringen bis hin zum Rösten. Neben den vielen Numina, die den Kult der Ahnen und das Hauswesen betrafen, hatten die Römer eine Reihe von Staatsgöttern, an deren Spitze eine Dreierheit

stand, angeführt von Jupiter. Die römische Religion wurde mehrfach überfremdet, zunächst von der etruskischen, später von der griechischen und der orientalischen Götterwelt. Jupiter wurde mit Zeus gleichgesetzt, Juno mit Hera, Minerva mit Athene, Mars mit Ares usw. Die Hauptgötter wurden später zu einem Zwölfersystem zusammengefasst. Neben ihnen gab es eine Reihe von Kleingöttern wie Pax (Frieden), Concordia (Eintracht), Victoria (Sieg) u.a.

In der römischen Kultur bestand stets eine enge Verbindung, aber auch eine klare Trennung zwischen heilig und profan. Das *fanum* ist zunächst der für das Göttliche ausgegrenzte Ort und daraus folgend auch der ausgegrenzte Raum und die ausgegrenzte Zeit, in denen der Kult vollzogen wird, der den einzelnen Göttern gebührt. Dazu gehört auch der Festkreis, der von den Priestern verwaltet wird. Kultische Handlungen mussten genau vollzogen werden, und zwar von den Priestern ebenso wie von den Teilnehmern. Religion bedeutete für den Römer *cultus deorum*, im Sinne eines exakten Einhaltens aller geltenden Regeln. Eine innere Anteilnahme am Ritual war nicht nötig. Ein persönliches Verhältnis, ein frommes Gefühl, eine Hingabe oder gar eine Liebe zur Gottheit waren nicht vorgesehen. Unter Frömmigkeit gegenüber den Göttern verstand man den gerechten Handel (*commercium*) im Sinne *do, ut des* (Ich gebe, damit du gibst). Indem ich meine religiös-kultischen Pflichten gegenüber den Göttern genau erfülle, kann ich von den Göttern erwarten, dass sie auf meine Bitten eingehen. Die Vertragsbedingungen mussten vom Menschen genau eingehalten werden, da sonst die *ira deorum*, der Zorn der Götter, mit Folgen für das Wohl des Volkes (*salus populi Romani*) zu erwarten war. Cicero war überzeugt, dass militärische Niederlagen stets Folge davon waren, dass kultische Pflichten vernachlässigt worden waren und den Zorn der Götter bewirkten. Religion war nach römischem Verständnis keine Privatsache, sondern zugleich Mitverantwortung für das Staatswohl, also öffentliches Handeln. Horaz (65 – 8 v.Chr.) war nach der gleichen Logik davon überzeugt, dass die Vernachlässigung des Götterkults über Rom Unheil gebracht und den Staat seine Größe gekostet hatte.

Mit dem Ende der etruskischen Königsherrschaft war an die Stelle des Königs (*rex*) das Gesetz (*lex*) getreten, das, was schon immer gegolten hatte. Historisch greifbar ist es im bereits genannten Zwölftafelgesetz, der ältesten Sammlung frühromischen Gewohnheitsrechts, ergänzt um 450 v.Chr. Im staatlichen Recht entwickelte sich auch ein Pontifikalrecht, ein *ius divinum*, das die Beziehung der Menschen zu den Göttern im Sinne des religio-Verständnisses regelte. Selbst bei Eiden im staatlichen Bereich, bei Vertragsabschlüssen und bei Friedensschlüssen musste Jupiter von den zuständigen Priestern angerufen werden.

Der ethische Zentralbegriff für einen römischen Bürger ist *pietas*/Pietät. Sie umfasst die Kindes- und Elternliebe, das rechte Verhalten gegenüber den

Göttern und als oberstes Ziel eine Grundhaltung, die dem Wohl des römischen Staates dient (*salus populi Romani suprema lex*). Das Private ist dem Wohl des Gemeinwesens untergeordnet. Die gesamte sittliche Ordnung steht unter dem Schutz Jupiters. Religion ist auf vielfältigste Weise mit der Ordnung des Gemeinwesens verwoben.

Die römische Kultur kannte keinen Glauben einer Unsterblichkeit im Sinn eines Fortlebens. Die Toten wurden mit kultischen Handlungen bestattet oder verbrannt und in Nischen beigesetzt. Dort wohnten sie fortan und wurden von den Nachfahren verehrt: Ein Totengericht konnte es nicht geben, denn es gab weder ein himmlisches noch ein höllisches Jenseits. Gottheiten waren Gottheiten in dieser Welt und die Toten blieben auch Tote in dieser Welt. Im römischen Kulturraum haben sich freilich auch die Mysterienreligionen verbreitet, die Hoffnung auf ein Fortleben machten. Der Kult der Kybele z.B. wurde ab 205 n.Chr. offiziell als Verehrung der Magna Mater übernommen.

Das römische Staats- und Religionsverständnis war sogar darauf angelegt, fremde Gottheiten in den Staatskult aufzunehmen. Die Götter besiegter Völker wurden bewusst in die römische Götterwelt integriert, denn von ihrer pflichtgemäßen Verehrung hing fortan ebenfalls das Wohl des gesamten Staates ab. An Theologie war die römische Religion nicht interessiert. So konnte sie Mythen und Vorstellungen unterschiedlichster Art ohne Konflikte in sich aufnehmen, ohne dabei ihre Grundprinzipien aufzugeben.

Israel

Eine Hochkultur, die für Europa eine wichtige Rolle spielen sollte, entstand im 1. Jahrtausend v.Chr. im palästinensischen Bergland. Aus den in Kanaan ansässigen Bevölkerungsgruppen bildete sich im Norden ein Stammesverband mit dem Zentrum Samaria unter dem Namen „Israel“. Im Süden bildete sich der Stammesverband „Juda“ mit dem Zentrum Jerusalem. Eine nicht mehr identifizierbare Gruppe hatte aus einer Begegnung mit Ägypten aus der südlichen Wüste einen südsemitischen Gott namens „Jahwe“ mitgebracht, der zum Nationalgott Israels aufgestiegen war. Der Stammesverband verehrte nur den einen Gott Jahwe, als den Gott, der sich Israel unter allen Völkern erwählt und mit ihm einen Bund geschlossen hatte. Jahwe forderte von seinem Volk die bildlose Verehrung. „Du sollst keine anderen Götter haben neben mir“ (2Mos 20,3). Diese Forderung, die auch die frühen Propheten immer neu einschräpften, zeigte an, dass es im Land der Baalim offenbar nicht leicht war, angesichts der vielen örtlichen Götter immer der Verpflichtung nachzukommen, allein auf Jahwe zu setzen. Die Propheten mussten immer wieder das dem Bund entsprechende soziale Verhalten einfordern. Um den Gott Jahwe bildete sich ein Narrativ, das außer dem Bun-

desschluss und der Übergabe des Dekalogs auch die Tradition von der Befreiung aus Ägypten, die Flucht durch das Schilfmeer und die Tradition der Erzväter in sich aufnahm und dem „Volk Israel“ eine gemeinsame Identität vermittelte. Der Kern der Erzvätertradition ist die Verheißung des Landes und vieler Nachkommen, die darin wohnen würden (1Mos 12,1). Dieses vielfach überarbeitete und gedeutete Narrativ liegt im Pentateuch (5 Bücher Mose) vor und bindet selbst säkularisierte Juden bis heute an ihr Volk.

Nach dem alttestamentlichen Narrativ soll David die beiden Stämme Israel und Juda zu einem Großreich zusammengeführt und sein Sohn Salomo Jerusalem prächtig ausgebaut haben. Historisch ist das freilich bisher nicht belegbar. Erst im 9. Jahrhundert v.Chr. wird ein Kleinstaat „Israel“ greifbar. Der Heerführer Omri (882 – 871 v.Chr.) gründete in Samaria eine Residenz und die erste Dynastie des Nordreiches. In der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts v.Chr. ist auch im Süden ein Stammesverbundkönigtum Juda nachweisbar, das als „Haus Davids“ bezeichnet wird und sich auf David als den Dynastiegründer beruft. Die Schicksale beider Staaten hingen vom Verhalten gegenüber den jeweiligen Großmächten ab. 722 v.Chr. wurde das Nordreich zur assyrischen Provinz, das Königtum des Nordens beendet und die Bevölkerung deportiert. Die Könige des Südreiches haben sich klüger verhalten. Sie zahlten ihre Vasallensteuer. Als Assyrien schwächelte, konnte König Joschia in einem Machtvakuum Ende des 7. Jahrhunderts v.Chr. (im Jahre 622 v.Chr.) sogar eine Kultreform durchführen, in der er die unterschiedlichen Jahwe-Kulte des Landes (Polyjahwismus) zur alleinigen Jahwe-Verehrung (Monojahwismus) in Jerusalem zentralisierte und auch die bildlose Verehrung sicherstellte. Alle nichtjahwistischen Kulte wurden damit eliminiert. Israels Henotheismus (Eingottglaube) oder auch Monojahwismus, der die Gottheiten der anderen Völker voll anerkannte, ist eine Variante innerhalb polytheistischen Denkens und noch kein Monotheismus, der nur einen einzigen Gott gelten lässt. 598 v.Chr. unterwarfen die Babylonier das Südreich ein erstes Mal und machten 587 v.Chr. dem davidischen Königtum ein Ende. Das war auch das Ende des offiziellen Jerusalemer Jahwekults. Die Bevölkerung Judas, vor allem die Oberschicht, wurde nach Babylonien deportiert.

Die alttestamentliche Geschichtsschreibung berichtet nur, wie es zum Exil kam und wie es endete. Aus anderen Quellen wissen wir, dass die Deportierten in Babylonien in größeren Kolonien lebten. Die zwangsumgesiedelten Untertanen hatten große Freiheiten. Sie konnten Landwirtschaft betreiben, Besitz erwerben, Häuser bauen, Handel treiben und eine Selbstverwaltung aufbauen. Die Deportierten hatten ihre heiligen Bücher in das Exil mitgenommen, aber zerstreut in der Fremde, ohne den zentralen Tempel in Jerusalem und ohne die kollektiven Kulte und Feste des gesamten Volkes, wandelte sich Israels Religion. An die Stelle des Tempelkultes trat

die Synagoge, die Versammlung zu einem opferlosen Wortgottesdienst. Die Beschneidung, die die Babylonier nicht kannten, das Einhalten der Sabbataruhe und vieler Speisegesetze wurden jetzt zum persönlichen Bekenntnis zur Jahwe-Religion. Das soziale Leben war durch Gebote und Gesetze geregelt, die als von Jahwe gegeben verstanden wurden.

Zusammenfassung

Sah sich der prähistorische Mensch noch vollkommen eingebettet in die Numina der Vegetation, so erwachte er im Neolithikum zu einem Selbstverständnis als eigenständig schöpferisches Wesen. Die ihn umgebenden Wirkkräfte nahmen personale Gestalt an und die polytheistische Götterwelt erhielt einen patriarchalen Charakter. Sobald der Mensch aus dem evolutionären Prozess der Natur herausgetreten war, musste er für sich und seine Gruppe einen neuen Ort im Geschehen, eine eigene Ordnung, Orientierung und Sinnggebung für sich und seine Gemeinschaft finden, und zwar als Kollektiv. Die so gefundene Orientierung und Sinnggebung wurde als das Gesetz verstanden, das den Menschen durch die Götter vermittelt oder von ihnen gegeben worden war. Mit dem göttlichen Gesetz und den kultischen Handlungen, die seine Realität sichtbar machten, wurden einmal gewonnene Ordnungen gefestigt.

Das Heraustreten des Menschen aus der Natur erlebte er als Zerrissenheit, gar als Schuld. Die vielen Götter und deren Machtbereiche halfen, vieles zu erklären. Durch kultische Handlungen musste der Mensch versuchen, auf die Götter einzuwirken oder sie als Helfer oder Beschützer zu gewinnen. Das war durch die Logik des subjektivistischen Paradigmas nahegelegt. Für den Menschen, der sich als eigenständiges von der Natur abgelöstes Wesen verstehen gelernt hatte, stellte sich die Frage jetzt noch dringlicher, wohin er nach seinem Tod gehen würde. Die Antworten lagen alle im Bereich dieser Welt. Für die semitischen Kulturen und auch für die Israeliten blieb das Grab das Ende und ein Schattendasein in der lichtlosen Scheöl.

11. Der Umbruch hin zu den Monolösungen

Um die Mitte des 1. Jahrtausends v.Chr. gab es in vielen Regionen der Erde einen neuen Umbruch im religiösen Denken, hin zu den Monolösungen. Einen Zwischenschritt bildeten die dualistischen Lösungen.

Dualistische Lösungen

Zoroastrismus

Um 600 v.Chr. verkündete Zarathustra/Zoroaster im Nordiran die Botschaft des guten Gottes Ahura Mazda und seines Gegenspielers, des bösen Geistes Ahriman. Den Menschen fällt in diesem dualistischen Weltverständnis die Aufgabe zu, sich für eines der beiden Prinzipien zu entscheiden. Der gute Gott wacht als Urvater des göttlichen Rechts über die sittliche Ordnung. Die gilt über den Tod hinaus, denn der Mensch muss nach seinem Tod über die Brücke der Entscheidung. Wer im Leben dem guten Prinzip folgte, überschreitet diese schmale Brücke mühelos und gelangt darüber in das Haus des himmlischen Lobgesanges. Wer sich für den bösen Geist entschlossen hatte, fällt in die Tiefe. Daneben verkündete Zoroaster ein endzeitliches Weltgericht, das mit dem Erscheinen eines endzeitlichen Heilands eingeleitet werden sollte.

Ahura Mazda ist kein henotheistischer Gott mehr, denn er schließt die traditionelle Verehrung polytheistischer Götter aus. Er ist aber auch noch kein monotheistischer Gott, sondern eher ein monistisches Prinzip. Mit der Vorstellung, dass Ahura Mazda die Welt und die Menschen erschuf und diese Welt teleologisch in das Endgericht führt, tauchte erstmals in der bis dahin zeitlosen Weltsicht die Dimension der Geschichte auf. Da Ahura Mazda vom Menschen forderte, dem nach dem Gesetz Guten zu folgen, war für eine Gemeinschaft der Zoroastrier Stabilität gegeben.

Gnosis

Die Gnosis war eine philosophisch-religiöse Strömung in der hellenistischen Welt, die ihren Höhepunkt im 2. und 3. Jahrhundert hatte. Sie hatte ein extrem dualistisches Weltverständnis. Aus dem guten, aber unbekannten und unerkennbaren geistigen Gott waren durch Emanationen (Herausfließen) himmlische Lichtwesen hervorgegangen. Aus einer der untersten Emanationen entstand der Demiurg, eine Art Gegengott, der Schöpfer der Welt und der Materie. Die Schöpfung wurde als Unfall verstanden und stand unter der Herrschaft des Bösen. Die Menschen, die als Lichtfunken der göttlichen Welt in der geschaffenen Welt der Finsternis leben müssen, fühlen sich darin verloren und doppelt eingeschlossen, nämlich in ihrer Körperlichkeit und in ihrer stofflichen Umwelt. Der Mensch sehnt sich nach der Lichtwelt. Der gnostische Mythos zeigte ihm den Weg der Erlösung, nämlich den Weg zurück in den göttlichen Ursprung. Dazu kam eine Erlösergestalt unerkannt aus der Lichtwelt in diese Welt und sagte den Menschen, wie sie den Weg in ihre Heimat, die Lichtwelt, zurückfinden können. Die „Erkenntnis“ (Gno-

sis) des Weges aus der Finsternis dieser Welt zurück in das Licht gab diesem Erlösungsangebot seinen Namen.

Monistische Lösungen

Die griechische Philosophie

Auch in der griechischen Kultur vollzog sich zwischen 600 und 400 v.Chr. ein großer Umbruch im Welt- und Menschenverständnis. Die vorsokratischen Philosophen kritisierten das anthropomorphe Verständnis der Götter und verabschiedeten sich generell vom polytheistischen Paradigma. Sie sprachen nicht mehr von „*theos*/Gott“ als einer Person, sondern vom „*theion*“ dem „Göttlichen“ als einem Prinzip, das allem Seienden zugrunde liege. Dieses entpersonalisierte Göttliche als Grund alles dessen, was ist, nannte Xenophanes († 475 v.Chr.) „*pneuma*/Geist“. Heraklit († 484 v.Chr.) nannte es „*logos*“ in der Bedeutung von „Wort“, „Gedanke“, „Sinn“, „All“, „Weltgesetz“, „Weltvernunft“. Heraklits Logosverständnis hat in der Geschichte der Philosophie viele unterschiedliche monistische Weltentwürfe hervorgebracht. Parmenides († 470 v.Chr.) verstand es als „*to ōn*/das Sein“ im Unterschied zu den „seienden Dingen/*ta onta*“. Dieses Sein ist ungeworden und unvergänglich im Gegensatz zu allem Wirklichen, das wird und vergeht. Diesem noch innerweltlichen Denkmodell wie es auch der griechische Götterglaube hatte, gab Platon mit seinem Ideenkonzept eine neue Dimension. Die Ideen sind nach Platon keine freien Gedankenspiele, sondern die Urbilder der Gegenstandswelt und sie bilden gegenüber der raumzeitlichen Sinnenwelt einen getrennten höheren Wirklichkeitsbereich. Die bereits transzendente Ideenwelt wird von Platon noch einmal durch die Idee des Guten transzendiert, die den Ideen das Sein verleiht. Mit den zwei Wirklichkeiten hat Platon eine Transzendenz eröffnet, die die Philosophie und Theologie Europas bis in die Gegenwart nachhaltig geprägt hat. Das apersonale Gute kann von ihm sogar als Gott verstanden werden. Platon gab diesem monistischen Konzept für die westliche Kultur mit seiner Ideenlehre die wirkungsvollste Gestalt, die bis Hegel nachgewirkt hat. Platon kann Gott apersonal im Sinne einer höchsten Idee verstehen, die für ihn zugleich das Gute ist. Als das Höchste ist sie zugleich anfangslos, unveränderlich, ewig, allwissend, allgegenwärtig und allmächtig.

Buddhismus

Der Buddhismus ist kurz gesagt eine monistische Erlösungsreligion, gestiftet von Siddharta Gautama mit dem Ehrennamen Buddha, der Erwachte, der Erleuchtete (450 – 370 v.Chr.). Für ihn ist der beständige Wandel die

einzigste Realität. Das gilt auch für den Menschen, der in das anfanglose Rad der Wiedergeburt hineingebunden ist. Der Weg, aus diesem Kreislauf der Existenzen (samsara) erlöst zu werden, ist nur über die Erkenntnis zu erreichen, die sich Gautama in einer tiefen Versenkung unter einem Feigenbaum erschlossen hat. Diese Erkenntnis entstand aus den „vier edlen Wahrheiten“: 1. Erkennen, dass die Existenz durchgehend von Leid geprägt ist. 2. Die Ursachen dafür erkennen, nämlich der Durst nach Leben und leben wollen. 3. Die Beseitigung dieser Ursachen, das Freiwerden von diesem Durst. 4. Die dafür anzuwendenden Mittel nutzen, nämlich den „achtteiligen Pfad“. Er enthält die Gebote der buddhistischen Ethik, die nur in einem strengen Mönchsleben realisierbar sind. Der Buddhismus ist im Kern eine Mönchsreligion. Die Laienbrüder und -schwestern in diesem Kern bleiben in ihren Berufen, verpflichten sich aber zu einem Normenkatalog rechten Verhaltens, der sich in ihrem Leben verwirklichen lässt: 1. Kein lebendes Wesen töten. 2. Nicht stehlen. 3. Nicht die Ehe anderer verletzen. 4. Nicht lügen. 5. Keine berausenden Getränke trinken. Ferner, den Mönchen Almosen geben u. v. a. Mit alledem lässt sich eine bessere Wiedergeburt bewirken.

Der Volksbuddhismus kennt im kultischen Bereich noch einige verblasste Gottheiten. Die spielen aber nur eine marginale Rolle. Wegen dieses Fehlens einer zentralen Gottheit hat man den Buddhismus oft der Philosophie und nicht der Religion zugeordnet. Zu Unrecht, denn der Buddhismus leistet in einem Sozialwesen, das von ihm geprägt ist, das Gleiche wie jedes polytheistische, dualistische oder monotheistische Modell des Weltverstehens: Er ordnet ein Sozialwesen nach gültigen Regeln und gibt dem Einzelnen ein Koordinatensystem für sein eigenes Leben.

Die monotheistische Lösung

Das Judentum

Eine Verbindung von drei Gottheiten an der Spitze eines Götterpantheons gab es in vielen Religionen. Sumer hatte eine Göttertrias. Die babylonisch-assyrische Kultur hatte eine kosmische Trias, bestehend aus Sin (Mondgott), Schamasch (Sonnengott) und Ishtar (Morgen- und Abendstern). In Ägypten gab es die Triade Osiris, Isis und Horos. Die altrömische Religion kannte die Trias Jupiter, Mars und Quirinus, später Jupiter, Juno, Minerva. In Griechenland wurde Zeus vielfach allein als der höchste Gott verstanden. Die Tendenz zu nur einem einzigen Gott deutete sich an. Die Ernennung Atons zum Hauptgott in Ägypten und danach zum einzigen Gott durch Echnaton († 1348 v.Chr.) blieb hingegen eine folgenlose Episode.

Die Israeliten konnten in Babylonien ihre Jahwe-Religion frei leben und an die Situation ohne Tempel anpassen. Mit Beschneidung der Knaben,